Der
EWIGE JUDE.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt nach dem Original im Feuilleton des Constitutionnel.

Vollständigste Ausgabe in zehn Bänden.

Achter Band.

Berlin, 1845.
Verlag von A. Hofmann & Comp.

Die Cholera.

Erstes Kapitel.

Der Vorplatz der Notre-Dame-Kirche.

Acht Tage sind verflossen, seitdem Rodin von der Cholera befallen wurde, deren Verheerungen immer furchtbarer werden.

Eine schreckliche Zeit!

Das vor Kurzem noch so fröhliche Paris hat ein Trauerflor bedeckt. Uud doch war der Himmel nie klarer, nie das Wetter beständiger; nie schien die Sonne heller....

Die dauernde Heiterkeit der Natur, während des Wüthens der Seuche, bildete einen seltsamen, grauenvollen Contrast.

Das grelle Licht einer blendenden Sonne machte die von tausend Aengsten und Furcht hervorgerufene Entstellung der Züge noch auffallender. Denn Jeder zitterte; Dieser für

sich, Jener für theure Personen; in den Gesichtern sprach sich eine Unruhe, ein Erstaunen, eine Art Fieber aus. Der Gang war rascher, als wenn man glaubte, durch schnelles Gehen der Gefahr zu entkommen. Man eilte auch nach Hause zu gelangen; beim Weggehen hinterließ man Leben, Gesundheit, Wohlergehn in seiner Wohnung; zwei Stunden später fand man oft Agonie, Tod und Verzweiflung dort.

Bei jedem Schritte erschreckte das Auge vor neuen unheimlichen Dingen; bald fuhren Karren mit symmetrisch aufgestellten Särgen durch die Straßen; sie hielten vor jeder Wohnung an. Grau und schwarz gekleidete Männer warteten in der Thür; sie streckten die Arme aus, und man warf ihnen bald einen, bald zwei, oft auch aus ein und demselben Hause drei oder gar vier Särge zu, so daß zuweilen der Sargvorrath rasch erschöpft war, viele Leichen in einer Straße nicht „bedient„ wurden und die voll gekommene Karre leer abfuhr.

Fast in allen Häusern hörte man überall ein betäubendes Hämmern. Man nagelte Särge zu; so viele, aber wirklich so viele, daß die Arbeiter zuweilen ermüdet inne hielten.

Dann hörte man Wehgeschrei, Schmerzensrufe, Verzweiflungsjammer. Es waren Diejenigen, denen die schwarzgrauen Männer Jemand genommen hatten, um die Särge anzufüllen.

Unaufhörlich füllte man Särge und nagelte sie Tag und Nacht zu, lieber bei Tage als bei Nacht, denn mit dem Grauen des Tages kam aus Mangel an hinlänglichen Karren eine jammervolle Schaar improvisirter Leichenwagen,

Karren, Leiterwagen, Meublesfuhrwerk, Fiacres, Lohnkutscher, Alle kamen zum Leichenfahren und im Gegensatz zu denen, die in die Straßen voll ein und leer abfuhren, trafen letztere leer ein, fuhren aber bald wieder voll ab.

Inzwischen wurden die Fenster erleuchtet und oft brannten diese Lichter bis Tagesanbruch. Es war die Zeit der Bälle und jener Schein glich ganz dem blendenden Glanz der tollen Festnächte, nur daß Leichenkerzen die Wachskerzen ersetzten und Todtengesänge an die Stelle des lustigen Ballgesanges traten. Selbst in den Straßen schwebten statt der närrischen Transparente auf den Schildern der Maskenverleiher hin und wieder blutrothe Laternen, auf denen mit schwarzen Buchstaben stand:

Hülfe für Cholerakranke.

Wenn wirklich ein nächtliches Fest stattfand . . . so war es auf den Kirchhöfen . . . die schwelgten. . . .

Sie, die stets so düster, so stumm in diesen nächtlichen, schweigsamen Stunden, wo man das leiseste Rauschen der von dem Abendwinde bewegten Cypressen vernimmt;

Sie, die nur durch den blassen Mondesschimmer erheitert werden, wenn er auf dem Marmor der Denksteine erglänzt;

Sie, die so einsam sind, daß kein menschlicher Fuß ihre Grabesstille in der Nacht zu stören wagt:

Sie waren plötzlich belebt, geräuschvoll, lärmend und taghell geworden.

Beim dumpfigen Scheine von Fackeln, die breite röthliche Strahlen auf das schwarze Tannenholz und den weißen Stein der Grabmäler warfen, grub munter und guter Dinge eine Menge von Todtengräbern.

Dieses gefährliche und beschwerliche Geschäft wurde damals fast mit Gold aufgewogen. Man bedurfte solcher braven Leute so dringend, daß man sie wohl schonen mußte. Tranken sie oft, so tranken sie auch viel; sangen sie fortwährend, so sangen sie auch laut, und zwar um ihre Kräfte und ihre gute Laune zu bewahren; ein mächtiges Hülfsmittel bei einer solchen Arbeit. Kamen zufällig einige mit dem angefangenen Grabe nicht zu Ende, so vollendeten gefällige Kameraden es für sie (das ist der richtige Ausdruck) und legten sie freundschaftlichst hinein.

Den lustigen Liedern der Todtengräber schlossen sich in der Ferne andere Gesänge an. In der Nähe der Kirchhöfe waren Wirthshäuser errichtet worden und wenn die Leichenwagen ihre Kunden an deren Adresse befördert hatten (wie sie sinnreicher Weise zu sagen pflegten) bankettirten und jubilirten sie von ihrem Extraverdienste wie große Herren. Oft fand die Morgenröthe sie mit dem Glas in der Hand und den Scherz auf den Lippen.... Und merkwürdig: unter diesen Leichenbesorgern, die mitten unter der Seuche lebten, war die Sterblichkeit fast Null.

In den finstern, ungesunden Stadtvierteln, wo eine Menge durch die schrecklichsten Entbehrungen bereits erschöpften und, wie man damals besonders sagte: der Cholera schon „zugeschnittener“ Proletarier in einer kranken Atmosphäre zusammengedrängt lebten, handelte es sich nicht mehr um Einzelne, sondern um ganze Familien, die in wenigen Stunden dahingerafft wurden. Zuweilen, o Milde des Himmels! blieben jedoch ein oder zwei kleine Kinder allein in den kalten verödeten Zimmern zurück, nachdem Vater und

Mutter, Bruder und Schwester im Sarge davongetragen waren. Oft mußte man auch aus Mangel an Bewohnern manche von diesen Häusern schließen, den armen Bienenkörben fleißiger Arbeiter, welche die Seuche vom Keller, wo wie gewöhnlich kleine Schornsteinfeger auf der Streu schliefen, bis zum Dachstübchen, wo halbnackte abgemagerte Arme ohne Arbeit und ohne Brot auf dem eisigen Fußboden erstarrten, binnen vierundzwanzig Stunden entvölkert hatte.

Unter allen Stadttheilen von Paris bot während der Zeit, wo die Cholera im Wachsen war, wohl keiner einen furchtbareren Anblick dar, als die Cité, und in der Cité war der Vorplatz der Notre Dame-Kirche fast täglich ein Schauplatz entsetzenerregender Auftritte, da hier die meisten Kranken aus den umliegenden Straßen, die man in's Hôtel-Dieu brachte, zusammenkamen.

Die Cholera hatte nicht eine... sie hatte tausenderlei Gestalten. So fanden auf dem Vorplatze der Notre Dame-Kirche acht Tage nach Rodin's plötzlichen Anfall verschiedene Vorgänge statt, bei denen Gräßlichkeit und Unerhörtes mit einander wetteiferten.

Statt der Rue d'Arcole, welche jetzt gradewegs nach diesem Platze führt, war damals ein Gäßchen, schmutzig, wie alle Gassen der Cité und mit einem niedern finstern Gewölbe endend.

Trat man auf den Vorplatz, so hatte man links das Portal der ungeheuren Kathedrale, grade vor sich die Gebäude des Hôtel-Dieu; etwas weiterhin ließ ein Durchblick die Brüstung des Quai Notre-Dame wahrnehmen. An der schwärzlichen und zerbröckelten Mauer des Bogenganges

konnte man einen frisch angeklebten Zettel lesen. Es standen die Worte darauf: *)

„Rache . . . Rache! . . .

„Die Männer aus dem Volke, die sich in die Spitäler „bringen lassen, werden dort vergiftet, weil man die Anzahl „der Kranken zu groß findet. Jede Nacht schwimmen Kähne „von Leichen die Seine hinab."

„Rache und Tod den Meuchelmördern des Volks!"

Im Dunkel des Gewölbes, halb versteckt und in Mäntel gehüllt, horchten zwei Männer mit unruhiger Neugier auf einen Lärm, der sich aus einem vor dem Hôtel-Dieu zusammengelaufenen Haufen immer drohender erhob.

Bald scholl der Ruf: „Tod den Aerzten! . . . Rache!" bis zu den beiden unter dem Gewölbe lauernden Männern.

— Die Zettel thun ihre Wirkung — sagte der Eine — das Pulver blitzt auf. . . . Ist der Pöbel erst in Wuth . . . hetzt man ihn, auf wen man will.

— Sag' mal — entgegnete der Andere — wer ist denn das da . . . der Herkules, dessen riesiger Wuchs über die ganze Canaille hervorragt? War das nicht einer der ärgsten Angreifer bei der Zerstörung der Hardy'schen Fabrik? . . .

---

*) Bekanntlich wurden dergleichen Zettel zur Cholerazeit massenweise in Paris verbreitet, und abwechselnd verschiedenen Partheien zugeschrieben, unter Andern auch der Priesterpartei, da mehrere Bischöfe Hirtenbriefe erlassen hatten, oder in den Kirchen ihres Sprengels sagen ließen: der liebe Gott habe die Cholera geschickt, um Frankreich zu bestrafen, weil es seine legitimen Könige verjagt und den katholischen Cultus den übrigen Culten gleichgestellt habe.

— Wahrhaftig, ja... ich erkenne ihn wieder: wo nur ein schlechter Streich vorgeht, findet man diese Kerls auch.

— Hör' mal, jetzt laß uns nicht unter diesem Gewölbe bleiben. Es ist hier eine eiskalte Zugluft, und obgleich ich mit Flanell gefüttert bin...

— Ja! Du hast recht: die Cholera ist brutal wie der Teufel. Uebrigens geht hier Alles ganz gut. Auch erwartet man, daß der republikanische Aufstand die Vorstadt St. Antoine in Masse aufregen wird!... Das paßt uns und die heilige Sache der Religion wird über die revolutionäre Gottlosigkeit triumphiren.... Gehen wir wieder zum Abbé von Aigrigny.

— Wo finden wir ihn?

— Hier gleich nebenbei.... Komm nur!

Und die beiden Männer verschwanden eiligst.

Die Sonne begann unterzugehen und warf goldige Strahlen auf das dunkele Schnitzwerk des Portal's der Notre-Dame-Kirche und auf die imposante Masse ihrer beiden Thürme, die gegen einen durchaus blauen Himmel emporstiegen, denn seit mehren Tagen verjagte ein trockener eisiger Nordostwind jegliches Gewölk.

Eine außerordentlich zahlreiche Volksmasse umgab, wie schon gesagt, den Eingang zum Hôtel-Dieu und drängte gegen das Gitter, welches die Vorhalle dieses Gebäudes umgiebt. Hinter diesem Gitter war eine Infanterieabtheilung aufgestellt, denn der Ruf: „Tod den Aerzten!“ war immer drohender geworden.

Die Menschen, welche diesen Ruf ausstießen, gehörten

dem lungernden, herumtreibenden und verderbten Pöbel an ... dem Auswurf von Paris. Die Unglücklichen, welche man in's Hôtel-Dieu brachte, kamen, da sie nothwendig durch diesen scheußlichen Menschenhaufen hindurch mußten, unter unheimlichen Geschrei und Todesruf dort an.

Jeden Augenblick brachten Tragbahren und Sänften neue Opfer. Die Sänften waren oft mit Gardinen versehen, so daß man die Kranken nicht sehen konnte. Die Tragbahren jedoch hatten keine Bedachung und die krampfhaften Bewegungen der Sterbenden verschoben oft die Decke, so daß ein leichenhaftes Antlitz sichtbar wurde.

Statt durch dergleichen Auftritte erschreckt zu werden, dienten diese den Elenden, welche vor dem Spital versammelt waren, als Veranlassung zu cannibalischen Späßen oder zu gräßlichen Prophezeiungen über das Loos dieser Unglücklichen, wenn sie erst in der Gewalt der Aerzte seien.

Der Steinbrecher und Zipolle befanden sich in Begleitung einer Masse ihrer Consorten unter diesem Pöbelhaufen.

In Folge der Demolirung der Hardy'schen Fabrik war der Steinbrecher von den „Wölfen" feierlich aus ihrer Gesellenverbindung gestoßen worden, da sie keinerlei Gemeinschaft mit diesem Elenden haben wollten. Dieser hatte sich nun unter den niedrigsten Pöbel gemischt und war, auf seine herkulische Stärke fußend, für Lohn der ausschließliche Vertheidiger der Zipolle und Ihresgleichen geworden.

Außer einigen zufällig hinzugetretenen Vorübergehenden bestand also die zerlumpte Masse, welche den Vorplatz der Notre-Dame-Kirche bedeckte, aus dem Abschaum der Pariser Bevölkerung, aus Elenden, die eben so sehr

zu bedauern, als zu tadeln waren, denn Noth, Unwissenheit und Vernachlässigung erzeugen unvermeidlich Laster und Verbrechen. Für diese Wilden der Civilisation lag weder Mitleid, noch Belehrung, noch Schrecken in den gräßlichen Auftritten, von denen sie jeden Augenblick Zeuge waren. Ohne Sorge für ein Leben, um das sie täglich mit dem Hunger oder mit den Versuchungen zum Verbrechen zu kämpfen hatten, trotzten sie der Seuche mit teuflischer Frechheit oder unterlagen ihr mit einem Fluch auf den Lippen.

Die imposante Figur des Steinbrechers ragte über die Gruppen hervor. Mit blutunterlaufenen Augen, mit leidenschaftlich entflammten Mienen schrie er aus Leibeskräften:

— Tod den Pflasterkasten! ... Sie vergiften das Volk!

— Das ist auch leichter, als es zu ernähren — fügte die Zipolle hinzu.

Dann wandte sich die Megäre an einen mit dem Todeskampfe ringenden Greis, den so eben zwei Männer, mit großer Mühe sich Bahn brechend, auf einem Stuhle herbeitrugen, und fügte hinzu.

— Geh' doch nicht da hinein, Sterbender! stirb hier in freier Luft, statt in jener Höhle, wo man Dich vergiften wird wie eine alte Ratte.

— Ja! Ja! — setzte der Steinbrecher hinzu — Nachher wirft man Dich ins Wasser als Leckerbissen für die Weißfische, die Du nicht mehr essen wirst....

Bei diesen gräßlichen Späßen blickte der Greis entsetzt umher und stieß dumpfe Klagetöne aus. Die Zipolle wollte die Träger anhalten und diese konnten sich nur mit Mühe von der Megäre los machen. — Die Menge der Cholera-

kranken, die in's Hôtel-Dieu kamen, nahm jeden Augenblick zu. Da die gewöhnlichen Transportmittel nicht mehr ausreichten, brachte man die Kranken auf den Armen getragen.

Hin und wieder zeigten schreckliche Auftritte die Blitzesschnelle der Seuche.

Zwei Männer brachten eine Bahre, über die ein blutbeflecktes Tuch gebreitet war. Plötzlich fühlt sich der Eine unwohl und bleibt stehen. Seine ermatteten Arme lassen die Bahre los; er erbleicht, wankt, fällt auf den Kranken und sieht eben so leichenhaft aus wie dieser.... Der andere Träger erschrickt darüber, flieht voller Angst und läßt seinen Kameraden, so wie den Sterbenden mitten in der Menge zurück. Einige traten schaudernd bei Seite, Andere brachen in ein teuflisches Gelächter aus.

— Das Gespann hat Furcht bekommen — sagte der Steinbrecher — Es hat die Karre stecken lassen.

— Hülfe! — rief der Sterbende mit jammernder Stimme — Um Gotteswillen, bringt mich in's Spital.

— Es ist kein Platz mehr im Parterre — sagte eine spottende Stimme.

— Und um in's Paradies zu steigen, sind Deine Beine zu schwach — fügte ein Anderer hinzu.

Der Kranke machte eine Anstreagung, um sich zu erheben, aber seine Kräfte reichten nicht aus und erschöpft fiel er wieder auf sein Lager zurück. Plötzlich drängt die Menge gewaltig; die Tragbahre wird umgestoßen; man tritt den Träger sammt dem Greise mit Füßen und ihr Jammer übertönt das Geschrei:

— Tod den Pflasterkasten!

Das Geheul beginnt mit erneuter Wuth. — Diese wilde Bande, die in ihrem rasenden Grimme nichts mehr respektirte, war doch genöthigt, einige Augenblicke später vor einigen Arbeitern Platz zu machen, die kräftig zweien ihrer Kameraden den Weg bahnten. Diese trugen auf ihren verschlungenen Armen einen noch jungen Handwerksgesellen; sein Kopf ruhte schwer und bereits leichenblaß an der Schulter des einen Trägers; ein kleines Kind ging weinend hinter her und hielt sich an der Blouse des andern.

Seit einigen Augenblicken hörte man aus der Ferne in den krummen Gassen der Cité den hellen, taktmäßigen Schall mehrerer Trommeln. Man schlug Lärm, denn in der Vorstadt St. Antoine war ein Aufstand ausgebrochen. Die Tambours kamen durch den gewölbten Gang und nahmen ihren Weg über den Vorplatz der Notre-Dame-Kirche. Plötzlich läßt einer dieser Soldaten, ein Veteran mit grauem Schnurrbart, den lauten Wirbel seiner Trommel matter werden und bleibt zurück. Erstaunt sehen sich seine Kameraden um... sein Gesicht wird erdfahl, die Kniee zittern ihm, er stammelt noch einige unverständliche Worte und fällt wie vom Blitz getroffen auf's Pflaster nieder, ehe noch die vordersten Tambours zu schlagen aufgehört haben. Die Blitzesschnelle dieses Anfalls erschreckt momentan die Verhärtesten. Verwundert über die plötzliche Unterbrechung des Trommelns eilt ein Theil der Menge zu den Tambours hin.

Beim Anblick des sterbenden Soldaten, den zwei seiner Kameraden aufrecht halten, sagt einer der beiden Männer, die unter dem Gewölbe am Vorplatze dem Anfang der Volksaufregung beigewohnt hatten, zu den andern Tambours:

— Hat Euer Kamerad vielleicht unterwegs aus irgend einem Brunnen getrunken?

— Ja! — antwortete ein Soldat. — Er war sehr durstig und trank auf dem Chateletplatz zwei Schluck Wasser.

— Dann ist er vergiftet worden — sagte der Mann.

— Vergiftet? — fragten mehrere Stimmen.

— Es wäre so erstaunlich nicht — antwortete der Mann mit der geheimnißvollen Miene. — Man wirft Gift in die öffentlichen Brunnen. Heut früh haben sie in der Straße Beaubourg Einen todtgeschlagen, den man ertappt hatte, wie er eben ein Packet Arsenik in die Schleifkannen eines Weinhändlers ausschüttete.

Nach diesen Worten verschwand der Mann in der Menge.

Dieses Gerücht, eben so albern, wie das andre, das über die Vergiftung der Kranken im Hôtel-Dieu im Umlauf war, wurde mit einem allgemeinen Wuthgeschrei aufgenommen. Fünf bis sechs ganz zerlumpte Kerle, wahre Banditen, ergriffen den sterbenden Tambour, nahmen ihn ungeachtet des Widerstandes seiner Kameraden auf die Schulter und durchzogen mit dieser unheimlichen Last den Vorplatz, an der Spitze der Steinbrecher und Zipolle, die fortwährend schrieen:

— Platz für die Leiche! — So vergiftet man das Volk!...

Das Erscheinen eines vierspännigen Reisewagens brachte die Menge in neue Aufregung. Nicht im Stande, den damals halb entpflasterten Quai Napoleon zu passiren, hatte dieser Wagen sich durch die krummen Straßen der Cité ge-

wagt, um über den Vorplatz der Notre-Dame-Kirche das andere Ufer der Seine zu erreichen.

Wie so Viele Andere, flohen auch diese Emigranten aus Paris, um der Seuche zu entrinnen, die die Stadt decimirte. Ein Bedienter und eine Kammerfrau, die hinten auf dem Wagen saßen, sahen sich gegenseitig vor Entsetzen an, wie sie vor dem Hôtel-Dieu vorüberkamen, während ein junger Mann, der im Wagen den Vordersitz einnahm, das Fenster öffnete und dem Postillion Schritt zu fahren anempfahl, um kein Unglück zu veranlassen, da das Gedränge dort sehr groß war. Dieser junge Mann war Herr von Mèrinval; auf dem Rücksitz saßen der Graf von Montbron und dessen Nichte, Frau von Mèrinval.

Die Blässe und die Verstörtheit der Gesichtszüge der jungen Frau machten ihre Angst augenscheinlich. Der Graf von Montbron schien trotz seiner Charakterstärke etwas unruhig und roch, ebenso wie seine Nichte, von Zeit zu Zeit an einem mit Kampfer gefüllten Flacon.

Seit einigen Minuten fuhr der Wagen langsam. Der Postillion lenkte vorsichtig seine Pferde. Plötzlich erhob sich ein anfänglich dumpfes und entferntes Geräusch in der Menge, das aber schnell näher kam. Es nahm zu, je heller das laute Rasseln von Ketten und Eisen wurde, das, in der Regel sehr lärmend, den Artilleriebagagewagen eigenthümlich ist. — In der That kam ein solches Fuhrwerk vom Quai Notre-Dame dem Reisewagen entgegen und befand sich bald neben diesem. Sonderbar! — das Gedränge war groß und doch fuhr der Artilleriewagen schnell, denn bei seiner Annäherung öffneten sich die Reihen wie durch Zauber.

Dieses Wunder erklärte sich bald durch die von Mund zu Mund fliegenden Worte:

— Der Todtenwagen ... der Todtenwagen!

Da die gewöhnlichen Leichenwagen zur Fortschaffung der Todten nicht mehr ausreichten, war eine Anzahl Artilleriebagagewagen requirirt worden, auf denen die Särge rasch auf einander gestellt wurden. Blickte ein großer Theil der Vorübergehenden mit Schrecken auf dieses unheimliche Fuhrwerk, so verdoppelten doch der Steinbrecher und die Zipolle ihre entsetzlichen Späße.

— Platz für den Omnibus der Verstorbenen! — rief die Zipolle.

— In diesem Omnibus braucht man nicht zu befürchten, auf die Füße getreten zu werden — sagte der Steinbrecher.

— Das sind bequeme Reisende da drinnen.

— Sie verlangen wenigstens nie auszusteigen.

— Sieh da, es fährt nur ein Trainsoldat!

— Ja, Ja! die Vorderpferde führt ein Blousenmann.

— Der andre Soldat wird müde geworden sein, der Pfiffikus ... er wird sich in den Todtenwagen gelegt haben zu den Andern, die erst beim großen Loche absteigen ...

— Und zwar kopfüber.

— Ja, sie tauchen den Kopf in eine Kalkauflösung.

— Wahrhaftig, den Todtenwagen könnte ein Blinder erkennen ... das riecht ärger als Montfaucon.

— Freilich ... es riecht nach Todten, die nicht mehr ganz frisch sind — sagte der Steinbrecher, denn dieser Leichenwagen hatte einen penetrant-modrigen Geruch.

— Ah gut! — rief die Zipolle — der Todtenwagen wird mit dem schönen Reisewagen zusammenfahren. Desto besser! — da riechen doch diese Reichen den Tod!

In der That befand sich der Artilleriewagen jetzt ganz dicht vor dem Reisewagen. Ein Mann in der Blouse und mit Holzschuhen führte die beiden Vorderpferde, ein Trainsoldat lenkte das Deichselgespann.

Die Särge waren in solcher Menge auf diesem Wagen gehäuft, daß sein halbrunder Deckel nicht ganz zuging und man bei jeder Erschütterung des Fuhrwerks, welches schnell fuhr und auf dem holprigen Pflaster heftig geschüttelt wurde, die Särge gegenseitig zusammenstoßen sah.

An den glänzenden Augen des Mannes in der Blouse, und seinem hochrothen Teint erkannte man, daß er ziemlich angetrunken war. Er trieb mit Geschrei, mit den Absätzen und mit der Peitsche seine Pferde an, trotz der vergeblichen Einsprüche des Trainsoldaten, der seine Pferde kaum halten konnte und wider seinen Willen dem regellosen Fahren des Vordermannes folgen mußte. — Endlich war der Trunkenbold vom graden Wege abgewichen, fuhr grade auf den Reisewagen zu und stieß mit diesem zusammen.

Bei diesem Stoße flog der Deckel des Artilleriewagens auf und ein Sarg wurde durch die heftige Erschütterung herausgeschleudert; er beschädigte die Wagenthür des Reisewagens und kollerte dann mit dumpfen hohlen Ton auf das Steinpflaster.

Die in Eile zusammengenagelten Bretter gingen durch diesen Fall auseinander und mitten unter den Trümmern

des Sarges lag eine blaufarbige, nur halb in ein Tuch eingeschlagene Leiche.

Bei diesemgräßlichen Anblick stieß Frau von Mèrinval, die mechanisch aus dem Wagenfenster gesehen hatte, einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Die Menge bebte entsetzt zurück. Die nicht minder erschreckten Postillone benutzten den Raum, der sich durch das plötzliche Zurückweichen der Menge bei Annäherung des Todtenwagens vor ihnen gebildet hatte, gaben ihren Pferden die Peitsche und eilten nach dem Quai zu.

In dem Augenblick, als der Reisewagen hinter den letzten Gebäuden des Hôtel-Dieu verschwand, hörte man von ferne das helle Geschmetter einer lustigen Musik und die von Mund zu Mund gehenden Worte:

Die Choleramaskerade!

Diese Worte kündigten eine der halb possenhaften, halb gräßlichen und fast unglaublichen Episoden an, die während des Zunehmens der Seuche vorkamen.

Wenn nicht die Aussagen von Augenzeugen vollkommen mit den Berichten in öffentlichen Blättern über diese Maskerade übereinstimmten, so müßte man wahrlich glauben, es handle sich nicht um eine wirkliche Thatsache, sondern um das Hirngespinnst irgend eines verrückten Kopfes.

Die Choleramaskerade erschien also auf dem Vorplatze der Notre-Dame-Kirche, als Herrn von Mèrinval's Wagen, nachdem er mit dem Todtenwagen zusammengestoßen war, nach dem Quai zu verschwand.

Zweites Kapitel.

Die Choleramaskerade.

Eine Volksmasse, die dem Maskenzuge voranging, drang plötzlich unter großem Geschrei durch den Bogengang des Vorplatzes herein. Kinder bliesen auf Bockshörnern, jauchzten oder pfiffen.

---

*) Im Constitutionel vom 31. März 1832 heißt es: „Die Pariser befolgen den Theil der populären Belehrung über die Cholera, die unter andern die Vorschrift giebt, sich nicht vor dem Uebel zu fürchten, sich zu erheitern ꝛc. Die Mitfastenfreuden sind eben so glänzend und toll gewesen, wie der Carneval selbst. Seit langer Zeit hatte man in dieser Jahreszeit nicht so viel Bälle. Die Cholera selbst war der Gegenstand einer wandernden Caricatur."

Durch dieses neue Schauspiel angelockt, liefen der Steinbrecher, die Zipolle und ihre Bande in Masse nach dem Bogengange.

Statt der beiden Restaurationen, die sich jetzt an den beiden Enden der Rue d'Arcole befinden, gab es damals nur eine einzige, die links vom Bogengange lag und in der fidelen Studentenwelt wegen ihrer trefflichen Weine und ihrer provenzalischen Küche berühmt war.

Sobald das Geschmetter der Trompeten von gallonirten Piqueur's, die dem Maskenzuge voranritten, erscholl, wurden die Fenster im großen Saal der Restauration aufgerissen und mehrere Kellner lehnten sich mit der Serviette unter'm Arm zum Fenster heraus, um die seltsamen Gäste, die sie erwarteten, ankommen zu sehen.

Endlich zeigte sich unter furchtbarem Lärmen und Geschrei der groteske Zug.

Die Maskerade bestand aus einem Viergespann, das von Männern und Frauenzimmern zu Pferde begleitet wurde. Die Reiter sowohl wie die Amazonen waren reich und elegant costümirt. Die meisten dieser Masken gehörten dem wohlhabenden Mittelstande an.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, eine Maskerade sei in Vorschlag gebracht, um der Cholera zu spotten und durch diese lustige Demonstration den Muth der erschreckten Bevölkerung wieder aufzurichten. — Augenblicklich folgten Künstler, Müßiggänger, Studenten, Handlungsdiener u. s. w. dieser Aufforderung und obwohl sie bisher einander nicht gekannt hatten, schlossen sie doch sogleich Brüderschaft. — Um das Fest vollständig zu machen, brachten Viele ihre

Geliebten mit; die Unkosten des Festes deckte eine Subscription und nach einem trefflichen Frühstück am andern Ende von Paris hatte die heitere Menge sich muthig auf den Weg gemacht, um ihr Tagewerk mit einem Diner am Vorplatz der Notre-Dame-Kirche zu beenden. — Wir sagen: muthig, denn es gehörte für die jungen Damen eine ungemeine Geistesstärke, eine seltene Charakterfestigkeit dazu, auf solche Weise die große, in Angst und Bestürzung versetzte Stadt zu durchziehen und, ohne zu erbleichen, fast bei jedem Schritt auf Tragbahren voller Sterbender auf Wagen voll Leichen zu stoßen, kurz die Seuche, von der Paris decimirt wurde, mit dem wunderlichsten Spott anzutasten.

Eine solche Idee konnte übrigens nur in Paris und nur bei einem gewissen Theile seiner Bevölkerung entstehen und zur Ausführung kommen.

Zwei Männer, als Leichenwagenkutscher durchaus grotesk verkleidet, mit furchtbaren Nasen geziert, am Hute Trauerflöre von rosenrothem Crepp und große Rosensträuße mit Troddeln im Knopfloche, fuhren das Viergespann.

Auf dem Wagen standen allegorische Personen, darstellend den W e i n, die T h o r h e i t, die L i e b e, das S p i e l.

Diese symbolischen Figuren waren von der Vorsehung dazu auserlesen: „d e r g u t e n C h o l e r a“ durch Lazzis, Sarkasmen und Ironie das Leben recht sauer zu machen: einer Art trauriger, possenhafter Kassandra, die sie auf mancherlei Art verspotteten und neckten.

Die Moral des Ganzen war folgende:

Um der Cholera zu entgehen, muß man trinken, lachen, spielen und lieben.

Der Wein wurde durch einen langen, dickbauchigen, starken, gehörnten Silen dargestellt, der einen Epheukranz um die Stirn, ein Pantherfell über die Schultern und einen großen, vergoldeten, mit Blumen umwundenen Becher in der Hand hatte.

Kein Anderer als Niniplappertasche, der moralische Religionsschriftsteller, vermochte den erstaunten und entzückten Zuschauern so rothe Ohren, einen so majestätischen Schmeerbauch, so glänzende und triumphirende Bausbacken darzubieten.

Jeden Augenblick leerte er seinen Becher und lachte darauf der guten Cholera frech in's Gesicht.

Die „gute Cholera", ein mageres Gerippe, war halb in ein Leichentuch gehüllt. Ihre Gesichtsmaske aus grüner Pappe mit hohlen rothen Augen schien dem Tode fortwährend auf die ergötzlichste Weise Grimassen vorzumachen. — Unter ihrer dreistöckigen gepuderten Perücke, über die sie pyramidenförmig eine baumwollene Schlafmütze trug, war ihr Hals schön grün gefärbt und ebenso ein aus dem Leichentuche hervorragender Arm. Ihre abgemagerte Hand zitterte fast unaufhörlich vor einem (nicht erheuchelten, sondern wirklichen) Fieberschauer und stützte sich auf einen Stock mit einem Rabenschnabel. Endlich trug sie rothe Strümpfe mit Schnallen und hohe schwarze Filzschuhe.

Diese groteske Choleramaske war Nacktschläfer.

Trotz eines gefährlichen, schleichenden Fiebers, das er sich durch das übermäßige Branntweintrinken und durch Lüderlichkeit zugezogen hatte, so daß es ihn langsam ab-

zehrte, hatte ihn doch Morok zur Theilnahme an dieser Maskerade aufgeredet.

Der Thierbändiger selbst, als Careaukönig gekleidet, stellte das Spiel dar.

Die Stirn mit einem Diadem von vergoldeter Pappe umgeben, das Gesicht ohne Regung und erdfahl, eingerahmt von einem langen rothen Bart, der vorn auf sein buntes grellfarbiges Gewand niederhing, war Morok ganz im Charakter seiner Rolle. — Von Zeit zu Zeit schüttelte er mit finsterem Hohn in den Mienen, vor den Augen der guten Cholera einen Beutel klingender Spielmarken, auf denen alle möglichen Spielkarten abgemalt waren. Eine gewisse Ungelenkheit in den Bewegungen seines rechten Armes, verrieth, daß der Thierbändiger noch nicht vollständig die Wunde verschmerzt, die der schwarze Panther, ehe Djalma ihn niederstach, ihm beigebracht hatte.

Die Thorheit, als Symbol des Lachens, schüttelte ihrerseits regelrecht eine Narrenkappe mit hellklingenden vergoldeten Schellen vor den Augen der guten Cholera. Es war ein hübsches Mädchen, schlank und munter, mit einer scharlachrothen phrygischen Mütze auf dem schönsten schwarzen Haar. Sie hatte bei Nacktschläfer die Stelle der armen Bachanalkönigin eingenommen, die sonst, so kräftig und munter, wie sie war, bei einem solchen Feste gewiß nicht gefehlt hätte, uud noch kürzlich erst an einer vielleicht minder philosophischen, aber eben so ergötzlichen Maskerade Theil genommen hatte.

Ein anderes reizendes Wesen, Mamsell Modeste Bornichoux, die einem bekannten Maler (einem der Reiter im

Gefolge) als Modell stand, stellte die Liebe dar und zwar ganz vortrefflich. Lieblichere Züge und anmuthigere Formen konnte die Liebe nicht haben. In eine blaue, mit Flimmern besetzte Tunica gekleidet, eine blaue und silberne Binde über ihr kastanienbraunes Haar und zwei kleine durchsichtige Flügel an den weißen Schultern, legte die Liebe ihren rechten Zeigefinger kreuzweis über den linken und gab der guten Cholera von Zeit zu Zeit ganz allerliebst in spöttischer Weise Nasenstüber.

Um die Hauptgruppe herum schwangen mehr oder minder groteske Masken Fahnen, auf denen man nachstehende für die Umstände äußerst anakreontische Inschriften las:

Die Cholera sei begraben.

Abgemacht!

Man muß lachen ... lachen und immer lachen.

Die Fackeln sollen der Cholera leuchten.

Es lebe die Liebe!

Es lebe der Wein!

Komm' nur, elende Seuche!!

Es lag wirklich eine so energische Lustigkeit in dieser Maskerade, daß die meisten Zuschauer in dem Augenblick, als sie auf dem Vorplatze vorüberzog, um sich nach der Restauration zu begeben, wo ein Diner für sie in Bereitschaft stand, ihr wiederholt Beifall zujauchzten. — Diese Bewunderung, welche der Muth, sei er noch so toll und blind, stets erregt, schien dagegen andern Zuschauern (deren Anzahl freilich die Minorität war) eine Art Herausforderung des göttlichen Zorns, und sie empfingen den Zug mit zornigen Mienen.

Das außerordentliche des Austritts und die verschiedenen Eindrücke, die er hervorrief, lagen zu sehr außer dem Bereiche des Alltäglichen, um richtig gewürdigt zu werden. Man weiß wahrlich nicht, ob dieser kühne Trotz Lob oder Tadel verdient.

Das Erscheinen der Seuchen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die Völker decimiren, war übrigens fast immer mit einer Art von moralischer Ueberspanntheit verbunden, der unter Allen, welche die Ansteckung verschonte, nicht Einer entging, mit einem seltsamen fieberhaften Schwindel, der bald die albernsten Vorurtheile, die rohesten Leidenschaften in's Spiel bringt, bald zur edelsten Selbstaufopferung, zu den großartigsten Thaten begeistert, kurz, bei Einigen die Todesfurcht bis zur tollsten Angst steigert, während bei Andern die Lebensverachtung sich durch den verwegensten Trotz kund giebt.

Das Lob oder den Tadel, der ihm zu Theil werden möchte, fast gar nicht beachtend, gelangte der Maskenzug an die Thür der Restauration und hielt dort unter allgemeinem Zujauchzen seinen Einzug. — Alles schien zusammenzutreffen, um durch die sonderbarsten Contraste diesen bizarren Einfall vollständig zu machen. . . .

So lag das Wirthshaus, wo dieses merkwürdige Gelag stattfinden sollte, grade dicht beim alten Dom und dem unheimlichen Spital. Der Kirchengesang der Kathedrale, das Jammern der Sterbenden und der Festjubel der Schwelger übertönte und vermischte sich abwechselnd.

Als die Masken vom Wagen und vom Pferde ge-

stiegen waren, begaben sie sich zur Tafel, welche ihrer wartete . . . .
. . . .

Die Theilnehmer an der Maskerade sitzen in einem großen Saale der Restauration am Tisch. — Sie sind ausgelassen laut, lärmend, und dennoch hat ihre Heiterkeit einen seltsamen Charakter. . . .

Zuweilen erinnern sich die Entschlossensten, daß in diesem tollen verwegenen Kampfe ihr Leben auf dem Spiele steht. — Dieser unheimliche Gedanke ist schnell wie ein Fieberfrost, von dem man augenblicklich durchschauert wird. — Auch verräth ein plötzliches Stillschweigen, das kaum eine Secunde lang dauert, hin und wieder diese vorübergehende Befangenheit, die übrigens bald durch neue Ausbrüche, des lustigen Gelärms vertrieben wird, denn Jeder denkt: Keine Schwäche! Mein Nachbar, meine Geliebte sieht mich!

Und Jeder lacht und singt lauter, dutzt seinen Nachbar und trinkt am liebsten aus dem Glase seiner Nachbarin.

Nacktschläfer hatte die Maske und Perrücke der guten Cholera abgelegt. Die Magerkeit seiner aschfarbigen Gesichtszüge, seine krankhafte Blässe, das düstere Feuer seiner hohlen Augen verriethen das fortwährende Zunehmen der schleichenden Krankheit, die diesen durch Ausschweifungen völlig zerrütteten Unglücklichen aufrieb. Er fühlte ein dumpfes Brennen im Innern, verbarg aber seinen Schmerz unter einem erzwungenen krampfhaften Lachen.

Links neben Jacques saß Morok, dessen verhängnißvolle Gewalt über ihn immer größer wurde, rechts das als

Thorheit maskirte Mädchen — Sie hieß Mariechen. Ihr zur Seite ruhte mit seinem majestätischen Bauche Niniplappertasche und stellte sich oft, als sei ihm die Serviette unter den Tisch gefallen, um seiner andern Nachbarin Mamsell Modeste, welche die Liebe darstellte, das Knie drücken zu können.

Die meisten Gäste hatten sich nach ihrem Belieben gruppirt, Jeder saß neben seiner Geliebten und die Hagestolzen, wo sie grade Platz fanden. — Man war beim zweiten Gange und der treffliche Wein, das gute Essen, die lustige Unterhaltung, ja auch die Eigenthümlichkeit der ganzen Lage hatte die Gemüther ungemein aufgeregt, wie man aus den außergewöhnlichen Vorgängen des folgenden Auftritts ersehen wird.

Drittes Kapitel.

Der Zweikampf.

Einige Mal schon war ein Kellner gekommen, hatte, ohne von den Gästen beachtet zu werden, leise mit seinen Collegen gesprochen und dabei mit ausdrucksvoller Gebehrde nach der Decke des Festsaales hingewiesen. Seine Collegen hatten aber seine Bemerkung oder seine Befürchtung durchaus nicht berücksichtigt, wahrscheinlich um nicht die Gäste zu stören, deren tolle Lustigkeit immer mehr überhand zu nehmen schien.

— Wer hegt jetzt noch Zweifel an der Trefflichkeit unserer Manier, diese freche Cholera zu behandeln? — hat sie es gewagt, unsere heilige Schaar anzutasten? — sagte ein prächtiger Türke und Gaukler, einer der Bannerträger des Maskenzugs.

— Wir kennen nun das ganze Geheimniß — erwiederte ein Anderer — Es ist ganz einfach. Lacht dem Ungeheuer von Seuche in's Gesicht, dann ergreift es gleich das Hasenpanier.

— Sie läßt sich nur Gerechtigkeit widerfahren, denn was sie vornimmt, ist sehr häßlich — fügte eine niedliche kleine Pierrette hinzu, indem sie behaglich ihr Glas leerte.

— Du hast Recht, Herzchen: es ist häßlich, grundhäßlich, antwortete Pierrot seiner Pierrette — denn eben genießt man noch ganz ruhig das Glück des Lebens und plötzlich schneidet man ein furchtbares Gesicht und stirbt — Nun? — Wie hinterlistig, wie lächerlich! — Was soll das eigentlich, möcht' ich wissen!

— Das beweist — nahm ein bekannter romantischer Maler aus David's Schule, der als Römer maskirt war, das Wort, — das beweist, daß die Cholera eine jämmerliche Coloristin ist, denn ihre Palette hat nur Eine Farbe, eine schmutzige, grünliche Schattirung.... Unbedingt hat die Närrin bei dem unerträglichen Jacobus gelernt, dem Fürsten der classischen Maler, eines andern Genre's von Seuche.

— Aber trotzdem, mein Herr — fügte ehrerbietig ein Zögling des großen Malers hinzu — sah ich Cholerakranke, deren Krämpfe Spannung genug hatten und deren Todeszuckungen höchst pikant waren.

— Lassen Sie uns also das Resumé ziehen, meine Herren — rief ein nicht minder berühmter Bildhauer. Die Cholera ist eine abscheuliche Coloristin, aber eine sehr tüchtige Zeichnerin.... Sie anatomirt Euch den Kopf ganz gehörig. Himmel! wie sie entfleischt! Michel Angelo wäre ein Schüler neben ihr.

— Richtig! — rief man fast einstimmig — Die Cholera versteht sich wenig auf's Colorit, aber trefflich auf's Zeichnen.

— Im Uebrigen, ihr Herren — nahm Niniplappertasche mit komischem Ernste das Wort — liegt eine derbe Lehre der Vorsehung in dieser Seuche... wie der große Bossuet sagen würde....

— Die Lehre! die Lehre!

— Ja, ihr Herren... es ist mir, als hörte ich eine Stimme von oben uns zurufen: Trinkt vom Besten, verzehrt Euer Geld und umarmt die Frau Eures Nachbars... denn vielleicht, ihr Unglücklichen... sind Eure Stunden gezählt.

Bei diesen Worten benutzte der orthodoxe Silen eine augenblickliche Gedankenlosigkeit von Mamsell Modeste, seiner Nachbarin, und raubte der blühenden Wange der Liebe einen schallenden Kuß.

Dies Beispiel war ansteckend: lauttönendes Küssen mischte sich mit schallendem Gelächter.

— Potztausend! Alle Wetter! — rief der große Maler und drohte lachend Niniplattertasche, — es ist Ihr Glück, daß morgen vielleicht der jüngste Tag anbricht, sonst bekommen Sie es mit mir zu thun, daß Sie die Liebe geküßt haben, denn es ist meine Liebste.

— Daraus ersehen Sie, o Rubens o Raphael, der Sie sind, die tausendfachen Vorzüge der Cholera, die ich speciell für gesellig und liebenswürdig erkläre.

— Und philanthropisch dazu! — rief ein Gast. — Sie bewirkt, daß die Gläubiger für die Gesundheit ihrer Schuldner Sorge tragen.... Heut früh brachte mir ein Wucherer, der ganz besonderes Interesse an meinem Dasein nimmt,

alle möglichen Mittel gegen die Cholera und beschwor mich, davon Gebrauch zu machen.

— Und wie ging es mir erst! — sagte der Zögling des großen Malers. — Mein Schneider wollte mich zwingen, eine Flanellbinde zu tragen, weil ich ihm tausend Thaler schuldig bin. Ich antwortete ihm aber darauf: O, Schneider, quittire erst die alte Rechnung und ich flanellire mich, damit Du meine Kundschaft behältst, an der Dir doch so viel liegt.

O! Cholera! — deine Gesundheit! — rief Plappertasche im Tone grotesker Anrufung. — Du bist nicht die Verzweiflung, sondern im Gegentheil: die Hoffnung. Wie viel Männer, wie viel Frauen rechneten nur auf eine, ach nur allzu ungewisse Nummer in der Verwittwetenlotterie! Da erscheinst du und ihr Muth erhält neue Kraft. — Dir, o Seuche, verdanken sie, daß die Wahrscheinlichkeit ihrer Befreiung um hundert Procent steigt.

— Und nun erst die Erben! Welche Dankbarkeit! Eine Erkältung . . . ein Nichts . . . und binnen einer Stunde verwandelt sich ein Onkel oder sonst irgend ein Anverwandter in einen verehrten Wohlthäter.

Und die Leute, welche die Marotte haben, auf die Aemter Anderer zu spekuliren, welchen trefflichen Gehülfen finden die in der Cholera!

— Und wie viel Schwüre der Treue wird sie wahr machen! — sagte gefühlvoll Mamsell Modeste. — Wie mancher Taugenichts schwor einem sanften und schwachen Mädchen Liebe bis in den Tod, ohne daß er daran dachte, der Beduine! sein Gelöbniß zu halten.

— Ihr Herren — rief Plappertasche — da wir vielleicht am Vorabend des jüngsten Tages stehen, wie der berühmte Maler dort sagt, so schlage ich vor, verkehrte Welt zu spielen. Ich verlange, daß diese Damen uns liebkosen, uns reizen, uns zu verführen suchen, daß sie uns Küsse rauben, sich alle möglichen Freiheiten gegen uns herausnehmen und endlich... nun ja!... man stirbt ja nicht daran ... endlich verlange ich, daß sie uns beleidigen... ja, ich erkläre, daß ich mich beleidigen lasse, daß ich sie auffordere mich zu beleidigen.... Also, meine Liebe... begünstigen Sie mich mit der gröbsten Beleidigung, die man einem tugendsamen und verschämten Hagestolz nur zufügen kann.

Dabei drängte sich der Religionsschriftsteller an Mamsell Modeste heran, die ihn, fast vor Lachen stickend, zurückstieß.

Der seltsame Vorschlag Plappertaschens ward mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen und das Gelage erhielt wieder neuen Aufschwung.

Mitten in diesem betäubenden Lärm erschien wieder der Kellner, der schon mehrmals gekommen war, und mit besorgter Miene zur Decke zeigend, leise mit seinen Collegen gesprochen hatte. — Sein Gesicht war bleich und verstört. Er näherte sich dem Oberkellner und sagte mit zitternder Stimme zu ihm:

— Eben sind sie gekommen....

— Wer?

— Sie wissen ja — hier, da oben — und er zeigte nach der Decke.

— So! — sagte nachdenklich der Oberkellner — Wo sind sie denn?

— Eben sind sie hinaufgegangen — jetzt sind sie da — antwortete der Kellner und schüttelte mit Besorgniß den Kopf — Sie sind da.

— Was sagt denn der Herr?

— Es thut ihm leid ... wegen — Dabei blickte der Kellner auf die Gäste ringsum — Er weiß nicht, was er thun soll ... und schickt mich zu Ihnen?

— Was soll ich denn dabei thun? — erwiederte der Oberkellner, indem er den Schweiß von der Stirn trocknete. — Es war vorauszusehen; entgehen kann man dem nicht.

— Ich bleibe nicht hier, denn es wird gleich losgehen.

— Das ist auch das Beste, was Du thun kannst; denn mit Deinem verstörten Gesicht erregst Du schon Aufmerksamkeit. Geh' und sage dem Herrn, man müsse die Sache abwarten.

Diese Zwischenscene ging unter dem überhand nehmenden Lärm des heitern Mahls fast unbemerkt vorüber.

Ein Einziger unter den Gästen lachte und trank jedoch nicht: es war Nacktschläfer. — Mit finsterm stieren Auge blickte er vor sich hin. — Ohne irgend an dem, was um ihn her vorging, Antheil zu nehmen, dachte der Arme an die Bachanalkönigin, die bei solchem Gelag so glänzend, so lustig gewesen sein würde. — Die Erinnerung an dieses Wesen, an dem er noch immer mit leidenschaftlicher Liebe hing, war der einzige Gedanke, der ihn von Zeit zu Zeit aus seiner Betäubung weckte.

Sonderbar: Jacques hatte nur deshalb eingewilligt,

an dieser Maskerade Theil zu nehmen, weil das tolle Fest ihn an den letzten Tag erinnerte, den er mit Cephise zugebracht, an das frohe Mahl, bei welchem die Bachanalkönigin in einer seltsamen Vorahnung in Bezug auf die Seuche, die sich, wie man sagte, Frankreich näherte, den traurigen Toast ausbrachte. „Der Cholera!“ sagte Cephise, „möge sie Alle verschonen, die Lust haben zu leben, und Diejenigen mit einander sterben lassen, die sich nicht zu verlassen wünschen!“

In diesem Augenblick dachte Jacques grade an diese trüben Worte und war in peinliche Gedanken versunken. Morok bemerkte sein Nachdenken und sagte ganz laut:

— Nun?... Du trinkst nicht mehr Jacques? Hast Du schon genug Wein? Willst Du etwa Brandtwein? — Ich will ihn bestellen.

— Ich brauche weder Wein noch Brandtwein — antwortete Jacques barsch und versank wieder in finsteres Sinnen.

— Du hast auch recht — erwiederte Morok höhnisch und immer lauter sprechend — Du thust auch wohl, daß Du Dich schonst.... Es war thöricht, daß ich von Brandtwein sprach.... Bei jetziger Zeit wäre es eben so tollkühn, sich vor eine Flasche zu setzen, als der Mündung eines geladenen Pistols entgegen zu treten.

Als Nacktschläfer seinen Muth in Zweifel ziehen hörte, blickte er Morok zornig an.

— Also aus Feigheit meinst Du, wage ich keinen Brandtwein zu trinken — rief der Unglückliche, dessen halb erloschener Verstand wieder aufflammte, um seine „Würde“

zu vertheidigen, wie er es nannte. — Aus Feigheit weigere ich mich zu trinken, Morok? — So antworte doch!

— Nun, nun, Kamerad — sagte einer der Gäste zu Jacques — Wir Alle, wie wir da sind, haben heute unsere Probe abgelegt, und besonders Sie, der Sie, obwohl etwas unpäßlich, doch die Rolle der guten Cholera zu übernehmen den Muth hatten.

— Ihr Herren — rief Morok, als er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und Nacktschläfer gerichtet sah — es war nur mein Scherz; denn wenn der Kamerad — er zeigte auf Jacques — die Unvorsichtigkeit gehabt hätte, meinen Vorschlag anzunehmen, so würde er nicht unerschrocken, sondern toll gewesen sein. — Glücklicherweise besaß er noch Mäßigung genug, auf diese jetzt so gefährliche Prahlerei zu verzichten und ich...

— Kellner! — rief Nacktschläfer, mit zorniger Ungeduld Morok unterbrechend — zwei Flaschen Brandtwein und zwei Gläser.

— Was hast Du vor? — fragte Morok und stellte sich erstaunt und besorgt. — Wozu die beiden Flaschen Brandtwein?

— Zu einem Duell! — antwortete Jacques kalt und entschlossen.

— Zu einem Duell? — rief man erstaunt.

— Ja! — erwiederte Jacques — zu einem Duell... auf Cognac.... Du behauptest, es sei eben so gefährlich, sich vor eine Flasche Brandtwein zu setzen, als vor die Mündung einer Pistole.... Nehmen wir also Jeder eine volle

Flasche, dann wird sich's zeigen, wer von uns Beiden zurückweicht.

Dieser seltsame Vorschlag Nacktschläfer's wurde von Einigen mit Beifallsrufen, von Andern mit wahrer Besorgniß aufgenommen.

— Bravo die Flaschenkämpfer — riefen Jene.

— Nein, nein! — ein solcher Kampf wäre zu gefährlich — sagten Diese.

— Eine solche Ausforderung ist gegenwärtig ebenso ernst wie ein Duell auf Leben und Tod — fügte ein Dritter hinzu.

— Hörst Du — sagte Morok mit teuflischem Lächeln — hörst Du Jacques?... Bedenke jetzt, ob Du vor der Gefahr zurückweichen willst!

Bei diesen Worten, die ihn wieder an die Gefahr erinnerten, der er sich aussetzen werde, fuhr Jacques zusammen, als ob ihm plötzlich etwas eingefallen sei. — Stolz richtete er den Kopf in die Höhe, seine Wangen rötheten sich, in seinen Augen glühte eine unheimliche Freude und mit fester Stimme rief er:

— Zum Henker, Kellner! — Seid Ihr taub? Habe ich nicht zwei Flaschen Brandtwein bestellt?

— Gleich mein Herr — sagte der Kellner und ging hinaus, fast ängstlich vor dem, was bei diesem bachischen Kampfe vorgehen werde.

— Jacques toller und gefährlicher Entschluß wurde jedoch vom größten Theil der Gesellschaft gebilligt.

Plappertasche warf sich auf seinem Stuhle hin und her, stampfte mit den Füßen und schrie aus Leibeskräften:

— Bachus und mein Durst!! Mein Glas und meine Kanne!!... Die Kehlen sind bereit! Cognac hilf!... Freihalten, Freihalten!

Und er küßte Mamsell Modeste, wie ein wahrer Turnierritter, und fügte zur Entschuldigung, daß er sich diese Freiheit nahm, hinzu:

Liebe, Sie sollen die Königin der Schönheit sein... Ich koste das Glück, was den Sieger erwartet!

— Cognac hilf! — erscholl es rings umher — Freihalten!

— Ihr Herren — fügte Plappertasche begeistert hinzu — wollen wir denn gefühllos bleiben bei dem edlen Beispiel, was uns „die gute Cholera" giebt. Er hat kühn: Cognac! gesagt... antworten wir ihm stolz: Punsch!

— Ja, Ja! — Punsch!

— Punsch hilf!

— Kellner! — rief der Religionsschriftsteller mit Stentorstimme — Kellner, besitzen Sie irgend einen Kessel, einen Kübel, eine Tonne, etwas Ungeheures, worin man einen Riesenpunsch machen kann?...

— Einen babylonischen Punsch!!

— Ein Punschmeer!!

— Einen Punschocean!!!

So war das ehrgeizige Crescendo, womit Plappertaschen's Vorschlag aufgenommen wurde.

— Mein Herr — antwortete der Kellner mit triumphirender Miene: — Wir haben grade einen ganz neu verzinnten kupfernen Kessel. Er ist noch nicht gebraucht, und würde mindestens dreißig Flaschen halten.

— Bringen Sie den Suppenkessel — schrie alles rings umher.

— Thun Sie zwanzig Flaschen Kirschwasser hinein, sechs Hut Zucker, zwölf Citronen, ein Pfund Zimmt und brennen Sie dies an... lauter Flammen!... Flammen! — setzte der Religionsschriftsteller hinzu und schrie wie ein Wilder.

— Ja, ja... lauter Flammen! wiederholte man rings umher.

Dieser Vorschlag gab der allgemeinen Lustigkeit einen neuen Schwung. Die tollsten Scherzreden kreuzten einander und mischten sich unter den süßen Schall der Küsse, die unter dem Vorwande, vielleicht den andern Morgen nicht mehr zu erleben, sich in sein Schicksal fügen zu müssen rc., geraubt oder freiwillig gegeben wurden.

In dem Augenblick, als eine Pause eintrat, wie sie selbst beim ärgsten Tumult bisweilen eintritt, vernahm man plötzlich über dem Festsaal einige dumpfe, taktmäßige Schläge.

Alles verstummte und horchte auf....

Viertes Kapitel.

Cognac hilf!

Nach einigen Secunden erscholl das seltsame Geräusch, worüber die Gäste erstaunten, von neuem, diesmal aber stärker und anhaltender.

— Kellner! — sagte einer der Gäste — was ist denn das für ein Höllenlärm?

Der Kellner sah ängstlich und unruhig seinen Kameraden an und antwortete stammelnd:

— Mein Herr... das ist... das ist...

— Nun, mein Gott... es ist irgend ein langweiliger, eigensinniger Miether, ein Kerl, der die Freude haßt... er klopft an seine Dielen, um uns anzudeuten, daß wir nicht so laut schreien sollen — sagte Plappertasche.

— Dann treten die allgemeinen Vorschriften ein — antwortete belehrend der Zögling des großen Malers. Verlangt irgend ein Miether oder Hauswirth Ruhe, so schreibt

die Tradition vor, daß man ihm augenblicklich durch ein höllisches Charivari aufwarte, damit der Anspruchsvolle wo möglich sofort taub werde. — So waren wenigstens — fügte der Pinselheld bescheiden hinzu — die auswärtigen Beziehungen, wie ich sie stets zwischen deckengrenzenden Mächten unterhalten sah.

Dieser originelle Ausdruck wurde mit allgemeinem Gelächter und Beifall aufgenommen.

Während dieses Jubels befragte Morok den Kellner, erhielt von diesem Bescheid und rief mit einer Donnerstimme, die jeden Lärm übertönte:

— Ich bitte um's Wort!

— Morok hat's Wort! — schrie Alles.

Während der Pause nach Moroks Worten, vernahm man das Klopfen nochmals; diesmal war es schneller.

— Der Miether ist unschuldig, sagte Morok mit unheimlichem Lächeln — er ist völlig außer Stande, sich den Ausbrüchen unsrer Freude irgend wie zu widersetzen.

— Warum klopft er denn aber da oben wie ein Tauber? — fragte Plappertasche und leerte sein Glas.

— Wie ein Tauber, der seinen Stock verlor? — fügte der Pinselheld hinzu.

— Der Miether klopft nicht — antwortete Morok mit kurzem schneidendem Tone — Man nagelt seinen Sarg zu.

Ein plötzliches dumpfes Stillschweigen folgte diesen Worten.

— Seinen Sarg... nein... da irre ich mich — hob Morok wieder an. — Ihren Sarg, muß es heißen

... denn da es an Zeit mangelt, hat man das Kind mit der Mutter in ein und denselben Sarg gelegt.

— Eine Frau — rief die Thorheit, sich an den Kellner wendend — eine Frau ist gestorben?

— Ja, eine arme, junge Frau von zwanzig Jahren — antwortete betrübt der Kellner. — Ihre kleine Tochter, die sie stillte, starb kurz nach ihr... Alles in zwei Stunden.... Dem Herrn ist es leid, wegen der Störung, die es Ihrem Feste verursachen könnte.... Das Unglück war aber nicht vorauszusehen, denn gestern früh war die junge Frau durchaus noch nicht krank; im Gegentheil: sie sang aus voller Kehle; Niemand konnte lustiger sein als sie.

Es war, als ob sich bei diesen Worten plötzlich ein Trauerflor über die eben noch so ausgelassene lustige Scene breite. — Alle diese gerötheten, vergnügten Gesichter wurden auf einmal traurig. Nicht ein Einziger hatte den Muth, über die Mutter und das Kind, die man in ein und denselben Sarg nagelte, Späße zu machen.

Es herrschte so tiefe Stille, daß man einige angstbeklommene Seufzer vernahm... Die letzten Hammerschläge schienen schmerzlich in Aller Herzen wiederzuhallen. Es war, als ob alle bisher unterdrückten traurigen und peinlichen Gefühle an die Stelle der mehr gemachten, als wahren Lustigkeit treten wollten.

Der Augenblick war entscheidend. Es mußte gleich etwas Bestimmtes geschehen, das Gemüth, den Geist derer, die anfingen, niedergeschlagen zu werden, wieder aufzurichten, denn mehrere rosige Wangen erbleichten schon und einige

scharlachrothe Ohren wurden plötzlich weiß, unter andern auch Plappertaschen's.

Nacktschläfers Tollkühnheit und Aufregung nahm dagegen zu. Er richtete seinen durch Erschöpfung gebeugten Rücken grade und rief mit leicht geröthetem Gesicht..

— Nun Kellner? — Wo zum Henker bleibt denn der Brandtwein und der Punsch? — die Todten werden doch, zum Donnerwetter! die Lebenden nicht erschrecken wollen.

— Er hat recht! Fort mit der Traurigkeit! Ja, ja! — der Punsch! — riefen mehrere Gäste, die das Bedürfniß fühlten, sich wieder zu ermuthigen.

— Her mit dem Punsch!

— Hol' der Henker den Kummer.

— Vivat die Freude!

— Hier ist der Punsch, meine Herren — sagte ein Kellner eintretend.

Beim Anblick des flammenden Getränks, das die sinkenden Lebensgeister wieder aufrichten sollte, erscholl ein wüthendes Bravogeschrei.

Die Sonne war eben untergegangen. Der Saal, in dem das Festmahl stattfand, war tief und hatte nur einige schmale Fenster, die durch Vorhänge von rothem Baumwollenzeuge halb verhüllt wurden. — Obwohl die Nacht noch nicht völlig hereingebrochen, war doch der hinterste Theil des Saales beinahe schon finster. Zwei Kellner brachten an einer Eisenstange, die unter dem Henkel eines ungeheuren kupfernen, wie Gold glänzenden und mit Flammen geschmückten Kessels durchgesteckt war, den Riesenpunsch. Das glühende Getränk wurde auf den Tisch gestellt zum großen

Jubel der Gäste, die bereits begannen, ihre früheren Besorgnisse zu vergessen.

— Jetzt — sagte Nacktschläfer mit herausforderndem Ton zu Morok — während der Punsch abbrennt, ... los mit unserm Duell. Die Zuschauer entscheiden.

Seinem Gegner dann die beiden Flaschen mit Branntwein zeigend, fügte Jacqnes hinzu:

— Wähle die Waffen.

— Wähle Du — antwortete Morok.

— Gut ... da hast Du deine Flasche und dein Glas ... Plappertasche wird die Gänge zählen.

— Ich weigere mich nicht, Kampfrichter zu werden — antwortete der Religionsschriftsteller — nur muß ich Ihnen im Voraus bemerken, daß sie ein hohes Spiel spielen ... und daß es in jetziger Zeit ... wie einer dieser Herren sagte ... vielleicht noch gefährlicher ist, sich den Hals einer Flasche mit Brandtwein zwischen die Zähne zu schieben, als den Lauf einer geladenen Pistole hineinzustecken und ...

Kommandiren Sie Feuer, Alter — unterbrach Jacques Plappertasche — sonst kommandire ich es selbst.

— Da Sie es so wollen — wohlan denn!

— Wer's zuerst aufgiebt, ist besiegt — sagte Jacques.

— Es gilt! — antwortete Morok.

— Wohlan denn, meine Herren, Achtung ... und zählen wir die Gänge ... hier paßt das Wort bequem — begann Plappertasche wieder — Zunächst aber wollen wir untersuchen, ob die Flaschen gleich sind ... Vor Allem: gleiche Waffen!

Während dieser Vorbereitungen herrschte tiefe Stille im

Saale. Bei der Mehrzahl der Anwesenden wich der, momentan durch das Erscheinen des Punsches wieder aufgerichtete Muth von Neuem der Befangenheit. — Man fühlte dunkel die Vermessenheit der von Morok an Jacques gerichteten Herausforderung. Im Verein mit den unheimlichen Gedanken, welche die Zwischenscene mit dem Sarge erregt hatte, verfinsterte dieser Eindruck die Gesichter mehr oder weniger. Einige Gäste behaupteten zwar noch ziemlich ihre Fassung, ihre Lustigkeit erschien jedoch gezwungen.

Unter gewissen Umständen haben oft die unbedeutendsten Dinge außerordentliche Wirkung.

Ein Theil des langen Saales war, wie schon bemerkt, nach Sonnenuntergang finster geworden und die Gäste, die am äußersten Ende saßen, wurden bald nur noch durch den Schein des fortwährend flammenden Punsches beleuchtet. — Die Spiritusflamme verleiht aber bekanntlich den Gesichtern einen todtenähnlichen, bläulichen Teint. Ein seltsamer gräßlicher Anblick war es daher, einen großen Theil der Gäste, je entfernter sie von den Fenstern saßen, desto ausschließlicher nur durch diesen phantastischen Schein beleuchtet zu sehen.

Der Maler, auf den dieser Lichteffect den meisten Eindruck machte, rief:

— Sehen wir uns doch einmal an, hier am Ende des Tisches! Ist es nicht, als ob wir mit lauter Cholerakranken schmausten, so grün und blau sehen wir aus.

Dieser Spaß fand wenig Beifall. Glücklicherweise lenkte die weithinschallende Stimme Plappertaschen's, der Achtung gebot, die Aufmerksamkeit einen Augenblick ab.

— Der Kampf beginnt — rief der Religionsschriftsteller, mehr besorgt und geängstet, als er es merken ließ.

— Seid Ihr bereit, tapfre Kämpfer? — fügte er hinzu.

— Wir sind bereit — antworteten Morok und Jacques.

— Legt an! . . . Feuer! — rief Plappertasche, in die Hände klatschend.

Die beiden Trinker leerten Jeder mit einem Zug ein großes Glas voll Brandtwein.

Morok verzog keine Miene; sein Marmorgesicht blieb regungslos; mit fester Hand stellte er sein Glas wieder auf den Tisch.

Jacques dagegen konnte, als er sein Glas hinsetzte, ein leichtes krampfhaftes Zittern nicht verbergen, das ein innerer Schmerz ihm verursachte.

— Das heißt brav getrunken! — rief Plappertasche — Auf einen Zug ein Viertel von einer Flasche Brandtwein vertilgen: . . . das ist ruhmvoll . . . Einer solchen Leistung wäre hier Keiner fähig, und wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, würdige Kämpfer, so laßt es damit sein Bewenden haben.

— Kommandiren Sie Feuer! — erwiederte unerschrokken Nacktschläfer.

Und mit seiner zitternden, fieberhaften Hand ergriff er die Flasche . . . statt aber sein Glas zu füllen, sagte er plötzlich zu Morok:

— Ach was! wozu ein Glas? . . . Aus der Flasche! Das ist großartiger . . . Hast Du Courage?

Statt aller Antwort zuckte Morok die Achsel und setzte den Hals der Flasche an den Mund.

Jacques beeilte sich, ein Gleiches zu thun.

Das dünne und durchsichtige Glas der braunen Flaschen gestattete die allmälige Abnahme der Flüssigkeit darin genau zu verfolgen.

— Morok's steinerne Mienen und Jacques bleiches, eingefallenes Gesicht, über das bereits dicke Tropfen kalten Schweißes rannen, wurde jetzt, wie die Züge der übrigen Gäste von dem bläulichen Scheine des Punsches beleuchtet. Aller Augen waren mit der rohen Neugier, welche ein peinliches Schauspiel unwillkührlich erregt, auf Morok und Jacques gerichtet.

Jacques hatte die Flasche beim Trinken in der linken Hand. Auf einmal schloß oder klemmte er vielmehr die Finger der rechten Hand krampfhaft zusammen. Seine Haare klebten an seiner eiskalten Stirn und eine Sekunde lang verrieth sich in seinen Mienen ein entsetzlicher Schmerz. Trotzdem trank er fort, nur senkte er die Flasche, ohne deren Mündung von seinen Lippen zu nehmen, einen Augenblick, als ob er Athem schöpfen wolle.

Jacques Auge begegnete hierbei dem höhnischen Blicke Moroks, der mit seiner gewöhnlicher Regungslosigkeit forttrank.

Da Jacques in Morok's Mienen eine höhnende Siegesfreude zu lesen glaubte, erhob er schnell wieder den Arm und trank rasch noch einige Schluck....

Seine Kräfte waren erschöpft; ein unerträglicher Brand glühte in seinem Innern: die Pein war zu gräßlich... er vermochte sie nicht zu beherrschen... seine Kraft sank... krampfhaft schlugen seine Kinnbacken zusammen; er zerbiß die Mündung der Flasche zwischen den Zähnen, sein Hals

wurde steif... spasmodische Zuckungen verzerrten seine Glieder, fast schwand ihm das Bewußtsein.

— Jacques... Bursche... das hat nichts zu bedeuten — rief Morok und in seinem wilden Auge glänzte eine teuflische Freude.

Dann stellte er seine Flasche auf den Tisch und stand auf, um Plappertaschen zu helfen, der sich vergeblich bemühte, Nacktschläfer festzuhalten.

Dieser plötzliche Anfall zeigte zwar kein Symptom der Cholera, dennoch ergriff die Anwesenden ein peinlicher Schrekken; ein Mädchen bekam heftige Krämpfe, ein anderes fiel mit gellendem Geschrei in Ohnmacht.

Plappertasche überließ Jacques Morok's Händen und eilte zur Thür, um Hülfe zu holen. — Da öffnete sich plötzlich die Thür....

Entsetzt fuhr der Religionsschriftsteller beim Anblick der Person zurück, die ihm so unerwartet entgegentrat.

Fünftes Kapitel.

Erinnerungen.

Die Person, vor der Plappertasche mit solchem Erstaunen zurückfuhr, war die Bachanalkönigin.

Abgezehrt, bleich, mit wirrem Haar, eingefallenen Wangen, tiefliegenden Augen und fast nur in Lumpen gehüllt, war diese fröhliche, glänzende Heldin so mancher tollen Gelage nur noch ein Schatten von ehedem. Noth und Gram hatten ihre einst so reizenden Züge entstellt.

Kaum war Cephise in den Saal getreten, so blieb sie stehen. Ihr finsterer, irrer Blick strebte das Halbdunkel des Saales zu durchdringen, um Denjenigen aufzufinden, den sie suchte.... Plötzlich schrack sie zusammen und schrie laut auf. Am anderen Ende des langen Tisches beim bläulichen Scheine des Punsches erblickte sie Jacques, dessen krampfhafte Bewegungen Morok und einer der Gäste kaum zu bezwingen vermochten.

Bei diesem Anblick that Cephise in der ersten Regung des Schreckens, hingerissen von ihrer Liebe, was sie ehemals, berauscht von Lust und Wonne, so oft gethan. Statt auf einem langen Umwege die Zeit zu verlieren, sprang sie rasch und behende auf den Tisch, ging sichern Schrittes zwischen Flaschen und Schüsseln durch und war mit einem Sprunge neben Nacktschläfer.

— Jacques! rief sie und fiel, ohne noch den Thierbändiger zu bemerken, ihrem Geliebten um den Hals — Jacques... Ich bin es... Cephise!

Diese so wohlbekannte Stimme, dieser herzzerreißende aus dem Innersten der Seele kommende Ton, schien von Nacktschläfer gehört zu werden. — Ohne die Augen aufzumachen, drehte er mechanisch den Kopf der Bachanalkönigin zu und seufzte tief. Bald wurden seine starren Glieder wieder gelenkig, an die Stelle der Krämpfe trat ein leichtes Zittern und nach einigen Augenblicken ließen seine schweren, mühsam gehobenen Augenlider, seinen irren erloschenen Blick sehen.

Stumm und staunend empfanden die Zuschauer dieses Auftritts eine unruhige Neugier.

Cephise kniete vor ihrem Geliebten, bedeckte seine Hände mit Thränen und Küssen, und rief weinend:

— Jacques!... Ich bin es... Cephise... Ich habe Dich wieder gefunden... Daß ich Dich verließ, war nicht meine Schuld... Verzeihe mir....

— Unglückliche! — rief Morok, wüthend über dies Zusammentreffen, das vielleicht seine Pläne vereitelte. — Wollen Sie ihn denn tödten?... In dem Zustande, worin

er sich jetzt befindet, wird diese Aufregung ihm verderblich werden. — Gehen Sie fort!

Und in plumper Weise ergriff er Cephisen beim Arm, während Jacques, wie aus einem schweren Traume erwachend, das, was um ihn her vorging, zu unterscheiden begann.

— Sie... Sie hier! — rief die Bachanalkönigin erstaunt, als sie Morok erblickte. — Sie, der mich von Jacques getrennt hat!...

Sie hielt inne, denn Nackschläfers verstörter Blick blieb auf ihr haften und schien sich wieder zu beleben.

— Cephise... Du bist es — lispelte Jacques.

— Ja ich bin es — erwiederte sie tief gerührt... ich komme... um Dir zu sagen...

Sie konnte nicht weiter reden; unwillkührlich faltete sie ihre Hände, und auf ihrem bleichen, verstörten, von Thränen überströmenden Gesicht las man den verzweifelnden Schreck, in den die tödtliche Verzerrung von Jacques Zügen sie versetzte.

Die Ursache dieses Schreckens begreifend und seinerseits Cephisens leidende und abgezehrte Züge betrachtend, sagte er zu ihr:

— Armes Mädchen... Du hast also auch viel Gram gehabt... viel Noth erlitten... ich erkenne Dich kaum wieder.

— Ja — sagte Cephise — viel Gram... viel Noth ... und noch Schrecklicheres als Noth — setzte sie schaudernd hinzu, während ihre bleichen Züge sich lebhaft rötheten.

— Schrecklicheres noch als Noth? — fragte Jacques erstaunt.

— Du … Du hast aber gelitten — unterbrach ihn Cephise rasch, ohne die Frage ihres Geliebten zu beantworten.

— Ich … war eben auf dem Punkt zu sterben … Du riefst mich … da bin ich wieder einen Augenblick zu mir gekommen … denn was ich hier fühle — und er legte seine Hand auf die Brust — vergeht nicht … doch mir gleich … ich habe Dich jetzt gesehen … und ich sterbe zufrieden.

— Du wirst nicht sterben, Jacques … ich bin ja da.

— Höre, mein Mädchen … hätte ich … verstehst Du … hier im Magen einen Scheffel glühender Kohlen … könnten sie nicht ärger brennen. … Schon über vier Wochen fühle ich mich langsam verbrennen. … Uebrigens dieser Herr hier — und er zeigte auf Morok — dieser gute Freund … bemühte sich stets, das Feuer zu schüren. … Ueberhaupt … ist mir der Tod auch willkommen … Der Arbeit habe ich mich entwöhnt … und an Gelage gewöhnt … Am Ende würde ich ein armseliger Bösewicht werden. … Lieber will ich mir von meinem guten Freunde ein Feuer in der Brust anschüren lassen. … Seitdem ich …

— Du bist ein Narr und ein Undankbarer — sagte Morok achselzuckend — Du hieltest dein Glas hin und ich schenkte ein … Auch werden wir noch oft und lange mit einander anstoßen.

Seit einigen Secunden blickte Cephise unverwandt Morok an.

— Ich sage, daß Du seit langer Zeit das Feuer an-

fachst, an dem ich verbrennen werde — hob Jacques mit schwacher Stimme, zu Morok gewendet, wieder an. — Man soll nicht glauben, daß ich an der Cholera sterbe ... Sonst würde man denken, meine Rolle habe mich erschreckt ... Ich mache Dir also keinen Vorwurf, Du wohlwollender Freund — fügte er mit spöttischem Lächeln hinzu — Du hast mein Grab mit Vergnügen gegraben ... Zuweilen schrack ich allerdings zurück, wenn ich das große schwarze Loch sah, wo ich hineinfallen sollte ... Aber Du wohlwollender Freund triebst mich hart an den Rand und sagtest ... Vorwärts, Thor ... vorwärts ... So ging ich denn weiter ... immer weiter ... und jetzt bin ich am Ziele.

Bei diesen Worten schlug Nacktschläfer ein gellendes Gelächter auf, das die von diesem Auftritt immer mehr ergriffenen Zuhörer erstarren machte.

— Bursche — sagte Morok kalt — höre mich an, folge meinem Rath und ...

— Großen Dank ... Deinen Rath kenne ich ... und statt Dich anzuhören, will ich lieber mit meiner armen Cephise sprechen ... Ehe ich zu den Maulwürfen hinabsteige, will ich ihr sagen ... was ich auf dem Herzen habe.

— Sprich nicht so Jacques ... Du weißt nicht, wie weh' mir das thut — antwortete Cephise — Du stirbst nicht, sage ich Dir.

— Dann, gute Cephise ... verdanke ich Dir meine Rettung — erwiederte Jacques mit einem Ernst und einer Innigkeit, daß die Anwesenden tief davon ergriffen wurden — Ja! — fuhr er fort — als ich zu mir selbst kam ... und Dich so ärmlich gekleidet sah ... fühlte ich etwas

Wohlthuendes im Herzen. Weißt Du, weshalb?... Weil ich dachte: das arme Mädchen!... Es hat mir muthig Wort gehalten... lieber arbeiten, entbehren, leiden wollen als einen andern Liebhaber nehmen... der ihr gegeben hätte, was ich ihr gab... so lange ich geben konnte... Und dieser Gedanke... Cephise... erquickte mir die Seele... Es war auch nöthig, denn ich brannte... ich brenne noch — fügte er hinzu und ballte vor Schmerzen die Hände. — Kurz, ich war froh... das that mir wohl... Dank Dir, gute Cephise!... Ja, Du warst gut und brav... das war recht von Dir... denn ich habe nur Dich allein auf der Welt geliebt... und wenn ich in meiner Gesunkenheit einen Gedanken hatte, der mich etwas aus dem Schlamm emporhob... und mich bedauern ließ, daß ich nicht besser sei... so kam der Gedanke mir stets bei der Erinnerung an Dich... Ich danke Dir also, Du Arme — sagte Jacques, und seine glühenden, trockenen Augen wurden feucht — ich danke Dir nochmals — und er reichte Cephisen seine bereits todeskalte Hand. — Wenn ich sterbe... sterbe ich zufrieden... wenn ich am Leben bleibe... werde ich glücklich werden... Gieb mir die Hand, gute Cephise... Du hast wie ein rechtschaffenes, ehrliches Mädchen gehandelt.

Statt aber die Hand zu nehmen, welche Jacques ihr darbot, ließ Cephise, die noch immer auf den Knieen lag, den Kopf sinken und hatte nicht den Muth, ihrem Geliebten in's Gesicht zu sehen.

— Du antwortest nicht? — fragte dieser und beugte

sich zu ihr nieder — Du nimmst meine Hand nicht?... Weshalb nicht?

Das unglückliche Mädchen antwortete nur mit stillem Weinen. Vor Schaam erdrückt, lag sie so demüthig, so flehend da, daß ihre Stirn fast die Füße ihres Geliebten berührten.

Ueberrascht durch das Schweigen und das Benehmen der Bachanalkönigin betrachtete Jacques sie mit immer größerem Erstaunen. Plötzlich sagte er mit verstörten Mienen, mit zitternden Lippen, fast stammelnd:

— Cephise... ich kenne Dich... Wenn Du meine Hand nicht nimmst... so geschieht es — hier versagte ihm die Stimme. Nach einer Pause fügte er dumpf hinzu: — Als sie mich vor sechs Wochen in's Gefängniß führten, sagtest Du zu mir: Jacques, ich schwöre Dir bei meinem Leben... ich werde arbeiten... ich werde, wenn es sein muß, in Noth leben... aber ich werde sittsam leben... das hast Du mir versprochen... Jetzt... Du hast nie gelogen, das weiß ich... jetzt sage mir, daß Du Wort gehalten hast... so glaube ich Dir.

Cephise antwortete nur durch herzzerreißendes Jammern und preßte Jacques Kniee an ihre hochwallende Brust.

Sonderbarer, aber minder seltener Widerspruch, als man wohl denkt.... Dieser, durch Trunksucht und Liederlichkeit zum Thier herabgesunkene Mensch, der, seit er aus dem Gefängniß war, von Gelag zu Gelag stumpfsinnig all' den mörderischen Verlockungen Morok's gefolgt war... Dieser Mensch fühlte sich doch furchtbar ergriffen, als er durch das stumme Eingeständniß Cephisen's die Untreue dieses

Mädchens erfuhr, das er, trotz ihrer früheren Verworfenheit, die sie übrigens nie geleugnet, so sehr geliebt hatte.

Jacques erstes Aufbrausen war fürchterlich. Ungeachtet seiner Betäubung und Ermattung vermochte er doch aufzustehn, und, das Gesicht von Wuth und Verzweiflung entstellt ergriff er, ehe man es hindern konnte, ein Messer und zuckte es gegen Cephise.

In dem Augenblick aber, als er zustoßen wollte, schreckte er doch vor einem Morde zurück, warf das Messer weit von sich, fiel ermattet auf den Stuhl zurück und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

Auf den Ruf Plappertaschen's, der zu spät auf Jacques zugesprungen war, um ihm das Messer zu entreißen, erhob Cephise den Kopf. Nacktschläfers schmerzliche Niedergeschlagenheit zerriß ihr das Herz; sie sprang auf, fiel ihm trotz seines Abwehrens um den Hals und rief mit einer vor Weinen unterbrochenen Stimme:

— Jacques... wüßtest Du... ach Gott! wüßtest Du ... hör' mich nur an... verdamme mich nicht, ohne mich anzuhören... ich werde Dir Alles sagen... ich schwöre Dir zu: Alles... ohne zu lügen... Dieser Mensch — sie zeigte auf Morok — wird nicht zu leugnen wagen... Er kam und sagte zu mir: „Hab' doch den Muth zu..."

— Ich mache Dir keine Vorwürfe... dazu habe ich kein Recht... laß mich ruhig sterben... weiter verlange ich... jetzt nichts — sagte Jacques mit immer schwächer werdender Stimme und stieß Cephise zurück. Dann fügte er mit bitterem und schmerzlichem Lächeln hinzu: Glücklicher-

weise habe ich mein Theil.... Ich wußte wohl, was ich that... als ich das Duell auf Cognac annahm.

— Nein, Du darfst nicht sterben, Du mußt mich anhören — rief Cephise mit irrem Blick — Du sollst mich anhören.. Alle Welt soll mich hören... dann wird sich zeigen... ob es meine Schuld war... Nicht wahr, meine Herren... wenn ich Mitleid verdiene, werden Sie Jacques bitten, mir zu verzeihen... denn mein Gott!... wenn ich durch die äußerste Noth getrieben... keine Arbeit fand, und gezwungen war... mich Preis zu geben... nicht des Luxus wegen... Sie sehen ja meine Lumpen... sondern um Brot zu haben und meiner armen, todtkranken Schwester, die noch unglücklicher war als ich, ein Obdach zu verschaffen... da dürfte wohl ein Grund sein, Mitleiden mit mir zu haben... Es ist wahrhaftig, als ob man sich zu seinem Vergnügen feilböte! — schrie die Unglückliche mit herzzerreißendem Lachen und fügte dann schaudernd, leise hinzu — O wüßtest Du Jacques... es ist so entsetzlich... so gräßlich... sich auf solche Weise feilzubieten... daß ich lieber sterben wollte, als es noch einmal beginnen. Ich war auf dem Punkte, mir das Leben zu nehmen... da erfuhr ich, daß Du hier seist...

Als Cephise sah, daß Jacques, ohne ihr zu antworten, traurig den Kopf schüttelte, und, obgleich von Plappertasche unterstützt, in sich zusammensank, streckte sie flehend ihre Arme nach ihm aus und rief:

— Jacques! Nur ein Wort, ein einziges Wort nur ... des Erbarmens... der Verzeihung!

— Meine Herren — rief Morok — ich bitte Sie,

entfernen Sie dieses Mädchen... Ihr Anblick versetzt meinen Freund in eine zu peinliche Aufregung.

— Hören Sie, liebes Kind, sein Sie vernünftig — sagten mehrere Gäste tief gerührt und suchten Cephisen zu entfernen — Lassen Sie ihn allein... kommen Sie mit uns, jetzt ist er außer Gefahr.

— Meine Herren, o meine Herren — rief das unglückliche Mädchen, in Thränen zerfließend und flehentlich ihre Hände emporhebend — hören Sie mich, lassen Sie sich sagen... ich werde Alles thun, was sie wünschen... ich will weggehen... aber um Gotteswillen... schicken Sie nach Hülfe... lassen Sie ihn nicht so sterben... Sehen Sie nur... o mein Gott!... er leidet entsetzliche Schmerzen ... Seine Krämpfe sind ja fürchterlich.

— Sie hat Recht — sagte einer der Gäste und eilte zur Thür — Man muß einen Arzt holen.

— Aerzte sind jetzt nicht zu finden — erwiederte ein Anderer — die haben zu viel zu thun.

— Wir wollen es kürzer machen — sagte ein Dritter —. Das Hôtel Dieu liegt hier drüben; laßt uns den armen Burschen dahin bringen, dort wird man ihm gleich Hülfe gewähren. Eine Tischplatte kann als Tragbahre und ein Tischtuch als Decke dienen.

— Ja wohl, das ist wahr — sagten mehrere Stimmen — wir wollen ihn hinbringen und hier weggehen.

Vom Brandtwein verzehrt, durch die Unterredung mit Cephise erschüttert, war Jacques wieder in schreckliche Nervenzuckungen verfallen.

Es war der Todeskampf des Unglücklichen... Man

mußte ihn mit den langen Zipfeln des Tischtuchs anbinden, um ihn auf der Tischplatte festzuhalten, die als Tragbahre dienen sollte und bereitwillig von zwei Gästen getragen wurde.

Man gab dem Flehen Cephisen's nach, die sich als letzte Gunst erbat, Jacques in's Spital begleiten zu dürfen.

Als dieser unheimliche Zug den Saal der Restauration verlassen hatte, begann der allgemeine Aufbruch der Gäste. Männer und Frauen hüllten sich in ihre Mäntel, um ihr Maskenkostüm zu verdecken. — Die Wagen, welche man in ziemlich großer Anzahl bestellt hatte, waren zum Glück schon angekommen. — Die Herausforderung war vollendet. Nachdem das verwegene Trotzbieten stattgefunden, konnte man sich mit Ehren entfernen. Noch während ein Theil der Anwesenden im Saale war, erhob sich mit unglaublicher Wuth ein anfänglich entfernter, aber rasch näher kommender Lärm auf dem Vorplatz der Notre-Dame-Kirche.

Jacques hatte man bis zur Hausthür des Gasthofes hinabgetragen. Morok und Plappertasche suchten sich Bahn zu machen durch den Volkshaufen, um, vor der improvisirten Tragbahre hergehend, nach dem Hôtel-Dieu zu gelangen.

Ein gewaltiges Zurückströmen der Menge zwang sie bald, Halt zu machen, während auf der andern Seite des Platzes neben der Kirche mit verdoppelter Heftigkeit wildes Geschrei ertönte.

— Was giebt's denn da? — fragte Plappertasche einen Kerl von gemeinem Aussehen, der an ihm vorübereilte. — Was ist das für'n Geschrei?

— Es wird wieder ein Vergifter vertilgt, wie der, dessen Leichnam man eben in die Seine geworfen — ant-

wortete der Mensch. Wollen Sie es genießen, so folgen Sie mir — fügte er hinzu. — Bedienen Sie sich Ihrer Ellbogen... sonst kommen wir zu spät.

Kaum hatte der Elende diese Worte gesprochen, so übertönte ein furchtbares Aufschreien den Lärm der Menge, durch welche die Träger mit Nacktschläfer, denen Morok voranschritt, kaum vorwärts zu kommen im Stande waren. — Cephise hatte diesen Schrei ausgestoßen... Jacques, einer von den sieben Erben der Familie Rennepont, war eben in ihren Armen verschieden.

Verhängnißvolles Zusammentreffen!! — Im Augenblick des verzweifelten Aufschreiens Cephisen's, welches Jacques' Tod ankündigte... erhob sich auch ein Schrei auf der Stelle des Vorplatzes der Notre-Dame-Kirche, wo man einen Vergifter tödtete.

Dieser entfernte, flehende und mit der gräßlichsten Angst ausgestoßene Schrei, gleich dem letzten Hülferuf eines Menschen, der sich unter den Schlägen seiner Mörder windet, machte Morok mitten in seinem entsetzlichen Triumph das Blut erstarren. — Donnerwetter! — schrie dieser gewandte Meuchelmörder, der Trunk und Liederlichkeit zu seinen mörderischen, aber gesetzmäßigen Waffen gewählt hatte — Donnerwetter!... Das ist die Stimme des Abbé von Aigrigny ... man mordet ihn!!

Sechstes Kapitel.

Der Vergifter.

Gestatten wir uns einen kurzen Rückblick, um zur Schilderung der den Abbé von Aigrigny betreffenden Ereignisse zu gelangen, dessen Hülferuf grade in dem Augenblck, als Jacques Rennepont starb, einen so entsetzlichen Eindruck auf Morock machte.

Die Vorgänge, welche wir darzustellen beabsichtigen, sind gräßlich. — Dürften wir hoffen, daß man sich je eine Lehre daraus entnehmen würde, so würde diese furchtbare Schilderung grade durch den Abscheu, den sie vielleicht erregt, dahin wirken, solchen Gräueln unnatürlicher Barbarei vorzubeugen, wie sie der rohe, verblendete Haufen zuweilen begeht, wenn er, befangen in den verderblichsten Irrthümern, sich durch dumme und rohe Anstifter verführen läßt.

Wie schon gesagt, waren in Paris die unsinnigsten, beunruhigendsten Gerüchte im Umlauf. Man sprach nicht

nur von Vergiftung der Kranken und öffentlichen Brunnen, sondern man behauptete auch, es seien Bösewichter betroffen worden, wie sie Arsenik in die Kannen geworfen hätten, welche die Weinhändler gefüllt auf ihrem Schenktisch gewöhnlich vorräthig stehen haben.

Goliath sollte wieder zu Morok zurückkehren, nachdem er eine Botschaft dem Abbé von Aigrigny gebracht hatte, der ihn in einem Hause am Platz de l'Archêvêque erwartete.

Goliath war in der Rue de la Calandre in eine Weinstube getreten, um etwas zu genießen. Er trank zwei Gläser Wein und bezahlte sie.

Während die Wirthin das Geld suchte, was sie ihm herausgeben mußte, legte Goliath rein zufällig und ohne Arg seine Hand auf die Mündnng einer neben ihm stehenden Weinkanne. Der hohe Wuchs dieses Menschen, seine auffallenden rohen Gesichtszüge hatten bei der, durch die im Publikum über die Vergifter umlaufenden Gerüchte aufmerksam und ängstlich gewordenen Wirthin, Besorgniß erregt. Als sie nun sah, wie Goliath seine Hand auf die Mündung einer ihrer Kannen legte, rief sie erschreckt:

— Mein Gott! — Sie haben eben etwas in diese Kanne geworfen!

Bei diesen mit lauter Stimme und im Tone der Angst gesprochenen Worte erhoben sich plötzlich einige am Tisch sitzende Gäste und eilten herbei. Unbesonnenerweise rief Einer von ihnen:

— Das ist ein Vergifter!

Goliath kannte die unheimlichen Gerüchte nicht, welche in diesem Stadttheil verbreitet waren, und begriff anfänglich

nicht, wessen man ihn beschuldigte. Die Gäste wurden immer lauter, während sie mit ihm sprachen. Er verließ sich auf seine Stärke, zuckte verächtlich die Achseln und verlangte mit barschem Ton sein Geld, was die Wirthin, bleich und erschrocken, ihm zurückzugeben vergaß....

— Schurke! — rief einer der Gäste so heftig, daß mehrere Vorübergehende stillstanden. — Du wirst dein Geld erhalten, wenn Du sagst, was Du in diese Kanne geworfen!

— Was! Er hat etwas in eine Kanne geworfen? — fragte ein Vorübergehender.

— Es ist vielleicht ein Vergifter — fügte ein Anderer hinzu.

— Dann müßte man ihn festhalten! — nahm ein Dritter das Wort.

— Ja wohl! — riefen die Gäste; vielleicht ganz rechtschaffene Leute, die nur den allgemeinen Schreck theilten — Ja wohl! Er muß festgehalten werden, man hat ihn betroffen, wie er in eine Kanne auf dem Schenktische Gift hineinwarf.

Augenblicklich gingen die Worte: Er ist ein Vergifter! unter dem Volkshaufen, der, anfänglich aus drei bis vier Personen bestehend, jeden Augenblick vor der Thür der Weinstube größer wurde, von Mund zu Mund. Ein dumpfes Geschrei voller Drohungen begann sich zu erheben. Als der anklagende Gast seine Besorgnisse auf diese Weise getheilt und fast gerechtfertigt sah, glaubte er als ein guter und muthiger Bürger handeln zu müssen; er faßte daher Goliath am Kragen und schrie ihm zu:

— Komm' mit zur Wache, Schurke und gieb Rechenschaft!

Der Riese, der durch die Schmähworte, deren eigentlicher Sinn ihm nicht klar wurde, schon sehr gereizt war, wurde über diesen plötzlichen Angriff erbittert, ließ sich von der ihm angeborenen Rohheit hinreißen, warf seinen Gegner auf den Schenktisch und hieb mit den Fäusten auf ihn ein.

In Folge dieser Schlägerei wurden einige Flaschen und Fensterscheiben lärmend zerbrochen, und die Wirthin, die immer mehr in Angst gerieth, schrie aus Leibeskräften:

— Hülfe, Hülfe!... Vergifter!... Mörder!... Wache!

Auf das Klirren der zerbrochenen Fensterscheiben und diesen Hülferuf drangen die auf der Straße Zusammengelaufenen, von denen viele an Vergifter glaubten, in die Weinstube hinein, um dem Gaste bei Goliath's Festnehmung Hülfe zu leisten. Vermöge seiner Körperkraft warf dieser aber, nachdem er einen Augenblick gegen sieben oder acht Personen gekämpft hatte, die beiden wüthendsten Angreifer zu Boden, stieß die übrigen bei Seite, that einen gewaltigen Satz und drang dicht am Schenktisch entlang mit vorgehaltenem Kopfe wie ein Stier auf den Haufen ein, der die Thür versperrte. Dann erweiterte er die dadurch entstandene Lücke mit Hülfe seiner riesigen Arme und Schultern, bahnte sich einen Weg durch den Auflauf und eilte, so schnell als er es vermochte, nach dem Platze der Notre-Dame-Kirche, die Kleider zerrissen, im bloßen Kopf und mit bleichen, zornigen Mienen.

Die Mehrzahl derer, die den Zusammenlauf bildeten, begannen sofort Goliath zu verfolgen und aus hundert Kehlen hörte man den Ruf:

— Haltet ihn! — Haltet den Vergifter!

Ein Schlächtergeselle kam grade mit einer großen leeren Mulde des Weges daher. Als er dies Geschrei hörte und einen Menschen mit unheimlichen, verstörten Mienen auf sich zulaufen sah, warf er ihm die Mulde zwischen die Beine. Dieses Hinderniß kam Goliath unvermuthet; er trat fehl und fiel. . . . Der Schlächtergeselle glaubte eine eben so große Heldenthat zu thun, als wenn er einem tollen Hund entgegen getreten wäre, warf sich daher auf Goliath und wälzte sich mit ihm an der Erde mit dem Ausruf:

— Hülfe! . . . Es ist ein Vergifter! . . . Hülfe!

Dieser Auftritt fand in der Nähe der Kirche statt, aber ziemlich weit von dem Haufen, welcher vor der Thür des Hôtel=Dieu stand, so wie von der Restauration, wo die Cholemaskerade ihr Fest hatte. (Alles geschah in der Dämmerungsstunde.) Auf das dringende Geschrei des Schlächtergesellen eilten verschiedene Haufen, an deren Spitze sich die Zipolle und der Steinbrecher befanden, nach dem Kampfplatze hin, während die Vorübergehenden, die den angeblichen Vergifter von der Rue de la Calandre her verfolgten, ihrerseits auf dem Vorplatz ankamen.

Beim Anblick dieser drohenden Menge, die auf ihn losstürzte, fühlte Goliath, der sich noch immer gegen den ihn mit der Ausdauer eines Bulldogg's bekämpfenden Schlächtergesellen wehrte, daß er verloren sei, wenn er nicht zunächst diesen Gegner beseitige. Mit einem furchtbaren Faustschlage zerschmetterte er dem Schlächtergesellen, der grade auf ihm lag, die Kinnlade, machte sich glücklich aus seiner Umklammerung los, stand auf und eilte noch ganz betäubt einige Schritte weiter.

Plötzlich blieb er stehen.

Er sah sich umringt.

Hinter ihm waren die Mauern der Kirche; von allen andern Seiten kamen die feindlichen Volkshaufen heran.

Das gräßliche Schmerzgeschrei des Schlächtergesellen, den man eben blutend aufgehoben hatte, steigerte noch die Volkswuth.

Es war ein furchtbarer Moment für Goliath... als er allein, innerhalb eines freien Raumes, der in jeder Secunde enger wurde, von allen Seiten wüthende Feinde mit Todesdrohungen auf sich zueilen sah.

Wie ein Eber sich erst einige Mal um sich selbst dreht, bevor er es wagt, einer grimmigen Meute die Stirn zu bieten, so machte auch Goliath, vor Angst betäubt, bald hier bald dorthin einige hastige, unentschlossene Schritte. Dann sah er die Unmöglichkeit der Flucht, und da sein Instinkt ihm sagte, daß er von einer in blinder, toller Wuth befangener Volksmenge, die um so mitleidsloser, je gerechter sie sich dünkt, weder Mitleid noch Schonung zu erwarten habe, wollte er wenigstens sein Leben theuer verkaufen und suchte in der Tasche nach seinem Messer. Als er das nicht fand, nahm er, auf den linken Schenkel gestützt, eine Fechterstellung an, streckte seine beiden muskulösen Arme, fest und hart wie zwei eiserne Stangen, halb vor und erwartete festen Fußes tapfer den Angriff.

Die erste Person, welche Goliath nahe kam, war die Zipolle.

Ganz außer Athem stand die Megäre, statt auf ihn loszustürzen, still, bückte sich, nahm einen von den großen

Holzschuhen, die sie anhatte und warf diesen mit solcher Gewalt und Gewandtheit an den Kopf des Riesen, daß sie ihn grade in's Auge traf und dieses blutend aus der Augenhöhle heraustrat.

Goliath fuhr mit beiden Händen nach dem Gesicht und stieß ein gräßliches Schmerzgeheul aus.

— Ich habe ihn schiel gemacht — sagte Zipolle und jubelte laut auf.

Rasend vor Schmerz erwartete Goliath nicht den ersten Schlag, den man gegen ihn zu führen noch Bedenken trug, solche Scheu erregte der Anschein seiner herkulischen Stärke bei den Angreifern (den Steinbrecher, einen seiner würdigen Gegner, hatte ein Schwanken der Menge zur Seite gedrängt) sondern stürzte sich in seiner Wuth auf den nächsten Haufen los.

Ein solcher Kampf war zu ungleich, um lange zu dauern, er war aber einen Augenblick fürchterlich, denn die Verzweiflung verdoppelte die Kräfte des Riesen.

Der Unglückliche fiel nicht sogleich . . . Einige Secunden lang war er fast ganz in einem Schwarme erbitterter Angreifer verschwunden, und man sah bald einen seiner herkulischen Arme in die Luft gehoben und wie ein Hammer zerschmetternd auf Schädel und Gesichter niederfallen, bald seinen dicken Kopf, erdfahl und blutend, von einem Gegner, der in sein krauses Haar gefaßt hatte, rückwärts übergerissen. Dann und wann verrieth das plötzliche Zurückweichen, das gewaltsame Schwanken der Volksmasse, mit welcher fast übernatürlichen Energie Goliath Widerstand leistete. — Als

jedoch der Steinbrecher ihn erfaßt hatte, wurde er zu Boden geworfen.

Ein weithin schallendes Jauchzen wilder Freude verkündete seinen Fall, denn unter solchen Umständen hieß Fallen ... Sterben. Auch erscholl wiederholt aus tausend keuchenden und wüthenden Kehlen der Ruf:

— Tod dem Vergifter!

Nun begann eine der Marter- und Mordscenen, wie sie Cannibalen würdig war: scheußliche Unthaten, die um so unglaublicher erscheinen, da stets als müßige Zuschauer, ja wohl gar als Theilnehmer Leute dabei sind, die nicht selten rechtschaffen und menschlich denken, aber von albernen Ansichten oder Vorurtheilen irregeleitet, sich zu jeder Barbarei hinreißen lassen, während sie eine Handlung strenger Gerechtigkeit zu verrichten glauben.

Wie es leider immer ist: der Anblick des Blutes, das stromweise aus Goliath's Wunden floß, verdoppelte ihre Wuth.

Hundert Fäuste fielen über den Unglücklichen her, man trat ihn mit Füßen, man zerfleischte ihm das Gesicht, man zerbrach ihm die Rippen. Unter dem Wuthgeschrei: Tod dem Vergifter! vernahm man von Zeit zu Zeit dumpfe Schläge, worauf ein ersticktes Stöhnen folgte. Es war eine gräßliche Metzelei. Wie von einem blutdürstigen Schwindel ergriffen, wollte ein Jeder seinen Schlag thun, seinen Fetzen Fleisch abreißen. — Weiber ... ja sogar Weiber, sogar Mütter ... warfen sich wüthend über diesen verstümmelten Körper hin.

Es trat ein furchtbarer Moment ein.

Mit zerfleischtem, kothbedecktem Gesicht, mit zerrissenen Kleidern, mit nackter ... blutiger ... offener Brust ... vermochte Goliath, einen Augenblick der Ermattung bei seinen Mördern, die ihn für todt glaubten, benutzend, durch eine letzte krampfartige Bewegung, wie sie im Todeskampf oft vorkommt, sich einige Secunden lang wieder aufzurichten. Durch seine Wunden geblendet und mit den Armen in der Luft umherfahrend, als wolle er Schläge abwehren, die ihm doch jetzt nicht versetzt wurden, stammelte er die unter Strömen von Blut aus seinem Munde hervordringenden Worte:

— Gnade ... ich habe nicht vergiftet ... Gnade!

Diese Art Wiederauferstehung machte einen so ergreifenden Eindruck auf die Menge, daß sie einen Augenblick entsetzt zurückprallte. Das wüthende Geschrei verstummte, man machte freien Raum um das Opfer ... einige Herzen begannen sogar Mitleid zu fühlen. ... da deutete der Steinbrecher, wie er den vom Blute geblendeten Goliath die Arme vor sich hin und herbewegen sah, in seiner Rohheit auf ein bekanntes Spiel hin und schrie:

— Blinde Kuh! ... Komm heran!

Mit einem gewaltigen Fußtritt gegen den Bauch stieß er den Unglücklichen wieder zu Boden, so daß der Kopf zwei Mal vom Steinpflaster zurückprallte. ...

In dem Augenblick, als der Riese hinschlug, hörte man eine Stimme aus dem Volkshaufen:

— Haltet ein! ... das ist Goliath! ... der Arme ist unschuldig.

Und einer Regung des Edelmuth's folgend, machte der Abbé von Aigrigny (denn er war es) gewaltige Anstren=

gungen, um in die vordersten Reihen der bei diesem Auftritt Theilnehmenden zu gelangen, und rief dann bleich und empört, mit drohender Stimme aus:

— Ihr seid ja nichtswürdige Mörder!... dieser Mensch ist unschuldig, ich kenne ihn... Ihr habt sein Leben auf dem Gewissen...

Diese heftigen Aeußerungen des Abbé von Aigrigny wurden mit hellem Geschrei aufgenommen.

— Du kennst diesen Vergifter! — rief der Steinbrecher und faßte den Jesuiten am Kragen. — Am Ende bist Du auch ein Vergifter.

— Elender! — rief der Abbé von Aigrigny und suchte sich den Händen des Steinbrechers zu entwinden — Du wagst es, mich anzutasten?

— Ja!... ich wage Alles! — antwortete der Steinbrecher.

— Er kennt ihn... er muß auch ein Vergifter sein wie der Andre — schrie man bereits in der Menge, welche die beiden Gegner umdrängte, während Goliath, der sich im Fallen den Schädel zerschmettert hatte, ein Todesröcheln ausstieß.

Durch eine heftige Bewegung des Abbé von Aigrigny, wodurch er sich vom Steinbrecher losriß, entfiel ihm eine ziemlich große, starke und eigenthümlich geformte Krystallflasche, mit einer grünlichen Flüssigkeit angefüllt, und rollte neben Goliath hin.

Beim Anblick dieses Flacon's riefen mehrere Stimmen:

— Das ist Gift!... Seht Ihr wohl?... Er hat Gift bei sich...

Bei dieser Anklage verdoppelte sich das Wuthgeschrei und man begann den Abbé von Aigrigny so dicht zu umdrängen, daß dieser ausrief:

— Rührt mich nicht nicht an!... Bleibt mir vom Leibe!

— Wenn es ein Vergifter ist — sagte Einer — dann eben so wenig Mitleid für ihn, wie für den Anderen.

— Ich ein Vergifter? — rief der Abbé, starr vor Entsetzen.

Zipolle hatte das Flacon aufgehoben, der Steinbrecher ergriff es, zog den Stöpsel heraus, reichte es dem Abbé von Aigrigny hin und sagte:

Und das?... was ist das?

— Das ist kein Gift! — antwortete der Abbé von Aigrigny.

— Dann... trink' es aus — erwiederte der Steinbrecher!

— Ja! Ja! — Er soll es trinken — rief der Haufe.

— Nimmermehr! — antwortete entsetzt der Abbé von Aigrigny.

Und er trat zurück, das Flacon heftig von sich stoßend.

— Seht ihr!... Es ist Gift!... Er wagt nicht zu trinken! — rief man.

Und von allen Seiten umdrängt, stolperte der Abbé von Aigrigny bereits über Goliath's Leiche.

— Freunde! — rief der Jesuit, der sich in einer schrecklichen Alternative befand, denn sein Flacon enthielt ungemein starke Riechsalze, die zum Trinken eben so gefähr-

lich waren wie Gift — lieben Freunde, Ihr irrt euch; ich schwöre Euch bei Gott....

— Wenn es kein Gift ist... so trink doch! — antwortete der Steinbrecher und hielt dem Jesuiten des Flacon wieder hin — Wenn Du nicht trinkst... so stirbst Du, wie Dein Genosse, weil Du wie er das Volk vergiftest!

— Ja... Tod!... Tod!

— Unglückliche! — rief der Abbé von Aigrigny und seine Haare sträubten sich vor Angst. — Wollt Ihr mich denn morden?

— Denk an Alle, die Du und deine Genossen vergiftet habt, ihr Nichtswürdigen!

— Es ist aber nicht wahr... und...

— Da trink' — wiederholte der unerbittliche Steinbrecher — Zum letzten Male!... entschließ Dich!

— Davon trinken... Das brächte den Tod*) — rief der Abbé von Aigrigny.

— Ah! seht ihr den Elenden! — antwortete die Menge und drängte immer dichter zusammen. — Er gesteht... er gesteht es...

— Er hat sich verrathen!

Er hat gesagt: Davon trinken — das brächte den Tod!...

---

*) Die Thatsache ist historisch. Es ist ein Mensch niedergemetzelt worden, weil man einen Flacon mit Ammoniak bei ihm fand. Auf seine Weigerung, es zu trinken, zerriß der Pöbel den Unglücklichen, in der Voraussetzung, daß das Flacon Gift enthalte.

— Aber so hört mich doch an! — rief der Abbé, flehentlich die Hände faltend — Dieses Flacon ist . . .

Ein wüthendes Geschrei schnitt dem Abbé das Wort ab.

— Zipolle! gieb dem da den Rest — schrie der Steinbrecher uud stieß mit dem Fuß an Goliath — Ich will diesen vornehmen.

Und er ergriff den Abbé von Aigrigny an der Kehle.

Bei diesen Worten bildeten sich zwei Haufen.

Der eine, Zipolle an der Spitze, fiel mit Fußtritten, Steinschlägen, Pantoffelstößen über Goliath her; seine Leiche war bald nur noch eine scheußliche, verstümmelte, unerkennbare, formlose Masse, ein regungsloses Gemisch von Koth und zermalmten Körpertheilen. Zipolle gab ihre Schürze her, man band sie an einen ausgereckten Fuß des Cadavers und schleifte diesen so bis an den Rand des Quai's. Unter fanatischem Jubelgeschrei warf man diese blutigen Reste dort in's Wasser! —

Ist es nicht ein schaudererregender Gedanke, daß zur Zeit einer Volksaufregung ein Wort, ein einziges, vielleicht von einem rechtschaffenen Mann, wohl gar ohne Absicht, nur unbedachtsamerweise ausgesprochenes Wort hinreicht, solch' einen gräßlichen Mord zu veranlassen?

Es ist vielleicht ein Vergifter!! . . .

So hatte ein Gast in der Weinstube der Rue de la Calandre gesagt — nichts weiter — und Goliath war ohne Gnade und Erbarmen ermordet worden.

Welch' eine dringende Veranlassung, die Belehrung, Aufklärung und Bildung bis in die untersten Schichten der Volksmassen dringen zu lassen . . . und auf diese Weise es

so vielen Unglücklichen möglich zu machen, sich so manches albernen Vorurtheils, so manchen verderblichen Aberglaubens, so manches unversöhnlichen Fanatismus zu erwehren!!

Wie läßt sich Ruhe, Selbstbeherrschung, Ueberlegung, Sinn für Gerechtigkeit von vernachlässigten Geschöpfen verlangen, welche die Unwissenheit verthiert, das Elend verdirbt, die Noth wüthend macht und mit denen sich die Gesellschaft nur beschäftigt, wenn es darauf ankommt, sie an die Galeere zu ketten, oder für's Schaffot fertig zu machen!?

. . . .

Der gräßliche Schrei, worüber Morok so sehr erschrak, wurde in dem Augenblick vom Abbé von Aigrigny ausgestoßen, als der Steinbrecher seine schreckliche Hand an ihn legte, und auf Goliath zeigend zu Zipolle sagte:

— Gieb dem da den Rest . . . ich will diesen vornehmen.

Siebentes Kapitel.

Die Kathedrale.

Es war schon fast ganz dunkel geworden, als man Goliath's verstümmelte Leiche in den Fluß warf.

Das Gewoge der Volksmenge hatte den Haufen, in dessen Gewalt der Abbé von Aigrigny sich befand, bis in die Straße zurückgedrängt, die links an der Kathedrale hinläuft. Es war dem Abbé gelungen sich den gewaltigen Händen des Steinbrechers zu entwinden; allein noch immer von der Menschenmasse, die ihn mit dem Geschrei: Tod dem Vergifter! umdrängte, eingeschlossen, wich er Schritt vor Schritt zurück und suchte soviel als möglich die Hiebe, die man nach ihm führte, abzuwehren. In diesem kritischen Augenblick hatte er seine alte militairische Energie wiedergefunden und durch Geistesgegenwart, Gewandtheit und Muth war er bisher im Stande gewesen, zu widerstehen

und sich anfrecht zu erhalten, denn aus Goliath's Beispiel wußte er, daß Fallen Sterben sei.

Obwohl er fast keine Hoffnung hegte, mit Nutzen gehört zu werden, rief er doch aus Leibeskräften nach Hülfe und Beistand. Schritt um Schritt weichend, und so manoeuvrirend, daß er einer Seitenmauer der Kirche immer näher kam, brachte er es endlich dahin, daß er sich in eine, durch einen hervorspringenden Pfeiler gebildete Ecke lehnen konnte, dicht neben dem Eingange einer kleinen Pforte.

Diese Stellung war ziemlich günstig. Mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, war der Abbé wenigstens gegen einen Theil der Angriffe geschützt.

Um ihm auch diese letzte Aussicht auf Rettung zu nehmen, sprang der Steinbrecher auf ihn zu, um ihn zu fassen und ihn mitten in den Kreis zu ziehen, wo man ihn unter die Füße getreten hätte. Die Todesangst verlieh dem Abbé außerordentliche Kraft, es gelang ihm, den Steinbrecher heftig zurückzustoßen und sich wie angeklammert in dem Winkel zu behaupten, wohin er sich geflüchtet hatte.

Der Widerstand des Opfers verdoppelte die Wuth der Angreifer; die Todesdrohung erscholl mit neuer Heftigkeit.

Der Steinbrecher stürzte wieder auf den Abbé von Aigrigny los mit dem Rufe:

— Mir nach Kameraden! ... das dauert zu lange! ... Wir wollen ein Ende machen! ...

Der Abbé von Aigrigny sah sich verloren. ...

Seine Kräfte waren erschöpft; er fühlte seine Besinnung schwinden ... die Kniee zitterten ihm ... eine Wolke schwamm vor seinen Augen ... nur dumpf vernahm er noch

das Wuthgeschrei. — Die Nachwehen der heftigen Schläge, die er während des Kampfes auf den Kopf, besonders aber gegen die Brust bekommen hatte, machten sich bereits fühlbar... Mehrmals trat ein blutiger Schaum auf seine Lippen. Er war in einer verzweifelten Lage....

— Im Kriege so oft dem Tode entgangen zu sein... und nun von diesen Cannibalen erschlagen zu werden! — dachte der Abbé von Aigrigny, als der Steinbrecher auf ihn losstürzte.

Plötzlich und in demselben Augenblick, als der Abbé, dem Selbsterhaltungstriebe folgend, mit herzzerreißender Stimme zum letzten Mal nach Hülfe rief, öffnete sich hinter ihm die Pforte, an der er lehnte... eine kräftige Hand erfaßte ihn und zog ihn rasch in die Kirche hinein.

Da diese Bewegung mit der Schnelligkeit des Blitzes ausgeführt wurde, vermochte der zur Ergreifung des Abbé von Aigrigny zustürzende Steinbrecher seinen Anlauf nicht zu hemmen und befand sich daher der Person gegenüber, die gleichsam an die Stelle des Opfers getreten war.

Der Steinbrecher blieb erst stehen, dann trat er einige Schritte zurück, eben so wie die Volksmenge über diese plötzliche Erscheinung erstaunt und beim Anblick desjenigen, der dem Abbé von Aigrigny so wunderbar zur Hülfe gekommen war, von einem dunkeln Gefühl von Bewunderung und Ehrfurcht ergriffen.

Es war Gabriel....

Der junge Missionair stand an der Schwelle der Thür....

Sein langes schwarzes Priestergewand markirte sich scharf an dem halb erleuchteten Innern der Kathedrale;

während sein himmlisches Engelsgesicht, von langem blondem Haar umflossen, bleich, von Mitleid und Trauer bewegt, durch den letzten Schein des Abendrothes sanft beleuchtet war.

Dies Gesicht strahlte in so erhabener Schönheit; es drückte ein so rührendes und liebevolles Mitgefühl aus, daß die Menge sich bewegt fühlte, als Gabriel, seine großen blauen Augen in Thränen, flehend die Hände ausstreckend, mit fester, ergreifender Stimme sagte:

— Gnade ... Brüder! ... Seid menschlich ... seid gerecht!

Der Steinbrecher, der von seiner ersten Regung der Bewunderung und einer unwillkührlichen Rührung zurückgekommen war, trat auf Gabriel zu und schrie:

— Keine Gnade für den Vergifter! Wir müssen ihn haben ... man liefere ihn uns aus ... oder wir holen ihn sonst....

— Ihr werdet doch nicht Brüder! — antwortete Gabriel ... In dieser Kirche ... diesem heiligen Orte ... dem Zufluchtsorte für jeden Verfolgten! ...

— Wir ergreifen unsern Vergifter am Altar! — antwortete der Steinbrecher roh — also gebt ihn uns heraus!

— Brüder, hört mich an — sagte Gabriel und streckte ihm die Arme entgegen.

— Nieder mit der Tonsur! — rief der Steinbrecher — der Vergifter versteckt sich in der Kirche ... gut, dringen wir also in die Kirche!

— Ja wohl! — rief der Haufe, der sich von der Ge-

walt dieses Elenden mit fortreißen ließ — Nieder mit der Tonsur!...

— Sie stecken unter Einer Decke.

— Nieder mit den Tonsurirten!

— Hinein, wie in's erzbischöfliche Palais!

— Wie in die Kirche St. Germain-l'Auxerrois!

— Was kümmern wir uns um eine Kirche!

— Wenn die Tonsurirten die Vergifter in Schutz nehmen... in's Wasser mit ihnen.

— Ja wohl!... ja wohl!

— Und ich zeige euch den Weg.

Bei diesen Worten schritt der Steinbrecher, dem Zipolle und eine große Anzahl verwegener Kerle folgten, auf Gabriel zu.

Da der Missionair die steigende Wuth der Menge von Neuem entbrennen sah, war er auf diese Bewegung vorbereitet. Rasch trat er in die Kirche zurück und trotz aller Bemühungen der Angreifenden gelang es ihm, die Thür fest ins Schloß zu werfen und mittelst eines hölzernen Querbalkens, den er mit einem Ende unter dem Fußboden, mit dem andern Ende unter dem Vorsprung einer Leiste gegen die Thür klemmte, so gut als irgend möglich, zu verbarrikadiren. — Durch diesen Riegel konnte die Thür kurze Zeit Widerstand leisten.

Während Gabriel auf diese Weise den Eingang verrammelte, rief er dem Abbé von Aigrigny zu:

— Fliehen Sie, Herr Abbé... fliehen Sie durch die Sakristey. Die andern Thüren sind verschlossen.

Betäubt, mit Wunden bedeckt, von kaltem Schweiß

übergossen, fühlte der Jesuit seine Kräfte schwinden, und sich endlich in Sicherheit glaubend, war er halb ohnmächtig auf einen Stuhl hingesunken. Bei Gabriel's Ruf erhob er sich mühsam und versuchte mit wankenden Schritten, nach dem durch ein Eisengitter von dem übrigen Raum der Kirche abgeschlossenen Chor zu gelangen.

— Rasch, Herr Abbé — sagte Gabriel voller Angst und hielt mit aller Gewalt die Thür fest, gegen die heftig angedrängt wurde. — Eilen Sie!... Um Himmelswillen, schnell!... sonst ist es zu spät!... Und allein zu sein... ganz allein das Eindringen dieser Unsinnigen abzuwehren! — fügte der Missionair dann hinzu:

Er war in der That allein.

Beim ersten Angriffslärm befanden sich einige Sacristei- und andere Kirchendiener da, aber die Leute dachten mit Grauen an die Plünderung des erzbischöflichen Palais und der Kirche St. Germain-l'Auxerrois und hatten sich daher gleich geflüchtet.

Einige versteckten sich hinter der Orgel, Andere retteten sich in die Sakristei und verschlossen die Thür von innen, so daß sie Gabriel und dem Abbé von Aigrigny jede Möglichkeit des Entrinnens abschnitten.

Der dringenden Aufforderung des Missionairs folgend, machte der Abbé von Aigrigny, vor Schmerz sich krümmend und an den Stühlen, die er unterwegs antraf, sich festhaltend, vergebliche Anstrengungen, das Gitter des Chores zu erreichen.... Ueberwältigt von der furchtbaren Gemüthserschütterung und von den Schmerzen, die er empfand, ver-

ließen ihn nach einigen Schritten seine Kräfte, er wankte, brach zusammen und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Grade in diesem Augenblick fühlte Gabriel, trotz der unglaublichen Energie, welche der Wunsch, das Leben des Abbé zu retten, ihm verlieh, die Thür endlich unter einem furchtbaren Stoße erschüttert und nahe daran, zu brechen.

Als Gabriel sich umsah, um zu erfahren, ob der Jesuit vermocht habe, die Kirche zu verlassen, bemerkte er diesen zu seinem größten Schreck einige Schritt vom Chor regungslos ausgestreckt.

Die halb zerbrochene Thür verlassend, eilte Gabriel zum Abbé von Aigrigny; hob ihn auf und zog ihn in das Gitter des Chor's hinein — er schloß es wieder grade in dem Augenblick, als der Steinbrecher mit seiner Bande, nachdem sie die Thür eingeschlagen, in die Kirche eindrangen.

Außerhalb des Gitters mit untergeschlagenen Armen dastehend, erwartete Gabriel ruhig und unerschrocken, diese, durch den unerwarteten Wiederstand noch mehr erbitterte Menge.

Die Thür war gesprengt, die Angreifer stürzten hinein; kaum aber hatten sie den Fuß in die Kirche gesetzt, so begab sich ein seltsamer Auftritt.

Die Nacht war hereingebrochen . . .

Nur wenige silberne Lampen verbreiteten einen bleichen Lichtschein mitten am Hochaltar, dessen andere Theile in Dunkel gehüllt, verschwanden.

Bei dem ungestümen plötzlichen Eintritt in die unermeßliche, finstre, stille und öde Kathedrale standen selbst

die Frechsten bestürzt, fast ängstlich vor der Ehrfurcht gebietenden Erhabenheit dieser tiefen Einsamkeit.

Das Geschrei, die Drohungen, erstarben den Wüthenden auf den Lippen. Es war, als fürchteten sie, die Echo's dieser ungeheuren Gewölbe zu erwecken, dieser Gewölbe, aus denen eine Grabesfeuchtigkeit schwitzte, die ihre zornentflammten Stirnen eisig berührte und wie ein kalter, bleierner Mantel um ihre Schultern fiel.

Die religiöse Tradition, die Erinnerungen und Gewohnheit der Kindheit haben so viel Einfluß auf manche Menschen, daß, kaum eingetreten, mehrere Genossen des Steinbrechers ehrerbietig ihre Kopfbedeckung abnahmen, sich verneigten und leise auftraten, um das Geräusch ihrer Schritte auf den tönenden Steinplatten zu dämpfen.

Dann wechselten sie mit leiser und scheuer Stimme einige Worte.

Andere suchten schüchtern mit den Augen in unabsehbarer Höhe die letzten, jetzt im Dunkel verschwimmenden Spitzbogen des riesigen Schiffes und waren fast erschreckt, mitten in dieser, mit Finsterniß erfüllten Unermeßlichkeit so klein zu sein....

Aber bei dem nächsten plumpen Spaße des Steinbrechers, der diese erste Gemüthsbewegung unterbrach, verlor sich diese sogleich.

— Was, Donnerwetter! — rief er — holen wir etwa Athem, um Vesper zu singen? — Wenn noch Wein in den Weihkesseln wäre, ließ' ich mir's gefallen.

Ein rohes Gelächter empfing diesen sogenannten Scherz.

— Unterdeß entschlüpft uns der Spitzbube da — sagte ein Anderer.

— Und wir sind geprellt — setzte Zipolle hinzu.

— Es scheint wahrhaftig, als gebe es hier Memmen, die vor dem Sacristan Furcht haben — äußerte der Steinbrecher.

— Nie — scholl es ringsumher — niemals! Man fürchtet keinen!

— Vorwärts... ja Vorwärts — hieß es fast einstimmig.

Und die einen Augenblick besänftigte Aufregung verdoppelte sich in neuem Tumult.

An das Halbdunkel bereits gewöhnt, unterschieden gleich darauf die Augen der Angreifer mitten in dem bleichen, von einer silbernen Lampe ausgehenden Scheine, die Ehrfurcht gebietende Gestalt Gabriels, der außerhalb des Chorgitters stand.

— Der Vergifter hat sich in irgend einen Winkel versteckt — rief der Steinbrecher — Wir müssen diesen Pfaffen zwingen, uns den Schurken herauszugeben.

— Er muß für ihn einstehen!

— Er hat ihn in die Kirche eingelassen!

— Er soll für Beide büßen, wenn wir den Andern nicht finden.

Und je mehr der erste Eindruck unwillkührlicher Ehrfurcht, den die Menge empfunden hatte, erlosch, desto lauter erhoben sich die Stimmen, desto wilder und drohender wurden die Blicke, denn Jeder schämte sich des Zögerns und der vorübergegangenen Schwäche.

— Ja! Ja! — riefen vor Zorn bebend, mehrere Stim-

men! — Wir müssen das Leben des Einen oder des Andern haben.

Oder das Beider!

— Warum will uns dieser Pfaff hindern, unsern Vergifter umzubringen?

— Tod! Tod!

— Bei diesem Ausbruch wilden Geschrei's, das in diesen riesigen Gewölben auf entsetzliche Weise wiederhallte, stürzte die vor Wuth trunkene Menge auf das Chorgitter los, vor dessen Eingang Gabriel stand.

Der junge Missionair, der von den Wilden der Rocky Mountains gekreuzigt, noch für seine Henker zum Herrn gebetet hatte, besaß ein zu muthvolles Herz, zu viel christliche Liebe, um nicht tausend Mal sein Leben für die Rettung des Abbé von Aigrigny zu wagen, des Mannes, der ihn mit einer so nichtswürdigen und grausamen Heuchelei betrogen hatte.

Achtes Kapitel.

Die Mörder.

An der Spitze seiner Bande auf Gabriel zueilend, der noch einige Schritte vom Chorgitter ihnen entgegen getreten war, schrie der Steinbrecher mit vor Wuth funkelnden Augen:

— Wo ist der Vergifter?... Wir müssen ihn haben.

— Wer hat Euch denn gesagt, daß er ein Vergifter sei, meine Brüder? — erwiederte Gabriel mit seiner ergreifenden, klangvollen Stimme — Ein Vergifter!... wo sind die Beweise?... die Zeugen?... die Opfer?

— Zum Teufel!... Wir sind hier nicht zum Beichten! — antwortete roh der Steinbrecher, indem er mit drohender Miene vorschritt — Gebt uns unsern Mann heraus; Er muß sterben... oder Ihr werdet für ihn bezahlen.

— Ja!... Ja! — riefen mehrere Stimmen.

— Sie sind im Einverständniß!

— Einen von beiden müssen wir haben!

— Wohlan! — dann nehmt mich! — sagte Gabriel, indem er den Kopf erhob und mit ruhiger Ergebung und Majestät vortrat — Er oder ich — fügte er hinzu — was liegt Euch daran? — Ihr wollt Blut: nehmt das meine. Ich verzeihe Euch auch, lieben Brüder, denn ein trauriger Wahn verwirrt Euern Verstand.

Diese Worte Gabriel's, sein Muth, das Edle seiner Haltung, die Schönheit seiner Züge, hatten Eindruck auf einige der Angreifenden gemacht, als plötzlich eine Stimme rief:

— Ah! Freunde! ... der Vergifter ist da ... hier hinter dem Gitter!

— Wo denn? ... wo? — rief man.

— Dort ... seht ihr ... dort, er liegt am Boden hingestreckt.

Bei diesen Worten zerstreuten sich die Mitglieder der Bande, welche sich bis dahin in ziemlich dichter Masse in dem Gange, der die beiden Seiten des Schiffes trennt und voller Stühle steht, zusammengedrängt hatten, nach allen Seiten, um nach dem Gitter des Chors zu eilen, der einzigen und letzten Schranke, welche den Abbé von Aigrigny noch schützte.

Während dieser Bewegung schritten der Steinbrecher, Zipolle und Andere grade auf Gabriel los und schrieen mit grimmiger Freude:

— Dies Mal haben wir ihn ... Nieder mit dem Vergifter.

Um den Abbé zu retten, hätte sich Gabriel an der Schwelle des Gitters tödten lassen; aber dieses kaum vier

Fuß hohe Gitter konnte dann im nächsten Augenblick niedergerissen oder erstiegen werden.

Der Missionair verlor alle Hoffnung, den Jesuiten einem gräßlichen Tode zu entreißen.... Dennoch rief er:

— Haltet ein... Arme Unsinnige!

Und mit vorgestreckten Händen warf er sich der Menge entgegen.

Sein Ausruf, seine Gebehrde, seine Züge drückten gleichzeitig eine so liebevolle und brüderliche Ueberlegenheit aus, daß die Menge einen Augenblick schwankte. Diesem Schwanken folgte jedoch bald wieder neues, immer rasender werdendes Geschrei:

— Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

— Ihr wollt seinen Tod? — fragte Gabriel erbleichend.

— Ja! — Ja!

— Nun denn! so sterbe er! — rief der Missionair, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen — ja, er soll augenblicklich sterben.

Diese Worte des jungen Priesters versetzten die Menge in das höchste Erstaunen.

Einige Sekunden lang blickten diese Männer stumm, regungslos und so zu sagen gelähmt, Gabriel mit starrer Verwunderung an.

— Dieser Mann ist schuldig, sagt Ihr — hob der junge Missionair mit einer vor Aufregung zitternden Stimme wieder an. — Ihr habt ihn ohne Beweise, ohne Zeugen gerichtet; was liegt daran?... er soll sterben.... Ihr beschuldigt ihn, ein Vergifter zu sein;... und seine Opfer?

wo sind sie? — Ihr wißt es nicht... Was liegt daran? ... er ist verurtheilt. Seine Vertheidigung, dieses geheiligte Recht jedes Angeklagten... Ihr verweigert sie anzuhören... Was liegt auch daran?... sein Urtheil ist gesprochen... Ihr seid Ankläger, Richter und Henker zu gleicher Zeit... Wohlan!... Ihr habt diesen Unglücklichen nie gesehen; er hat Euch nichts zu Leid gethan... Ihr wißt auch nicht, daß er irgend Jemand Anderem ein Leid zugefügt... und doch übernehmt ihr vor der Welt die furchtbare Verantwortlichkeit seines Todes... versteht ihr wohl... seines Todes!... So geschehe es denn: Euer Gewissen wird Euch freisprechen... der Verurtheilte soll sterben; er wird sterben; die Heiligkeit des Gotteshauses soll ihn nicht retten.

— Nein!... nein! — riefen erbittert mehrere Stimmen.

— Nein! — fuhr Gabriel mit zunehmender Lebhaftigkeit fort — nein, Ihr wollt Blut vergießen und werdet es selbst im Tempel des Herrn vergießen... Dazu, meint Ihr, habt Ihr ein Recht... Ihr vollzieht eine Handlung unerbittlicher Gerechtigkeit... Aber wozu dann so viel kräftige Arme, um einen sterbenden Mann vollends zu tödten? Ist das die Art, wie die Richtersprüche des Volkes, des billigdenkenden, starken Volkes vollzogen werden?... Nein, nein, wenn es seines Rechtes sicher, seinen Gegner straft, so straft es ihn mit der Ruhe des Richters, der auf Pflicht und Gewissen ein Urtheil fällt... Nein! Nein! das billigdenkende, starke Volk straft nicht blindlings, wie ein Rasender mit Wuthgeschrei, als ob es sich bei einem feigen, scheußlichen Meuchelmorde betäuben wolle... Nein! auf

diese Weise darf das furchtbare Recht nicht ausgeübt werden, das Ihr in diesem Augenblicke vollziehen wollt... denn Ihr wollt es ja.

— Ja, wir wollen es — riefen der Steinbrecher, Zipolle und mehrere der Gefühllosesten, während eine große Anzahl, betroffen von Gabriel's Worten, der schon mit so lebhaften Farben die abscheuliche That geschildert hatte, welche sie begehen wollten, stille schwieg.

— Ja — fuhr der Steinbrecher fort — es ist unser Recht;... wir wollen den Vergifter tödten....

Bei diesen Worten schritt der Elende mit blutgierigen Augen und glühenden Wangen an der Spitze eines entschlossenen Haufens heran und machte eine Bewegung, als wolle er Gabriel, der noch immer vor dem Gitter stand, bei Seite stoßen und aus dem Wege schieben.

Statt aber dem Banditen auszuweichen, trat ihm der Missionair rasch entgegen, ergriff ihn beim Arm und sagte mit fester Stimme zu ihm:

— Kommt!

Und den auf's Höchste überraschten Steinbrecher, dem seine, durch diesen neuen Zwischenfall verblüfften Genossen anfangs nicht zu folgen wagten, gleichsam hinter sich her ziehend,... durcheilte Gabriel rasch den Zwischenraum, der ihn vom Chor trennte, öffnete das Gitter und den Steinbrecher, den er immer noch am Arme hielt, bis zu dem Körper des am Boden daliegenden Abbé von Aigrigny führend, sagte er:

— Hier ist das Opfer... es ist verurtheilt... tödtet es!

— Ich? — rief der Steinbrecher zögernd — Ich... ganz allein?

— Oh! — erwiederte Gabriel bitter — Gefahr ist nicht dabei... Ihr werdet ihn leicht vollends tödten... Seht nur... er ist schon fast halb todt... Kaum athmet er noch... er wird keinen Widerstand leisten... Ihr habt nichts zu fürchten!

Der Steinbrecher stand unbeweglich da, während die Menge, seltsam ergriffen von diesem Vorfalle, sich nach und nach dem Gitter näherte, aber nicht hineinzudringen wagte.

— So erschlagt ihn doch — wiederholte Gabriel, sich an den Steinbrecher wendend, und ihm mit feierlicher Miene die Menge zeigend, fügte er hinzu: — Da stehen die Richter... und Ihr seid der Henker!

— Nein! — rief der Steinbrecher zurückweichend und die Augen abwendend — der Henker bin ich nicht!

Die Menge blieb stumm... Einige Secunden lang störte kein Wort, kein Geschrei, die Stille der gewaltigen Kathedrale. Gabriel hatte in einer verzweifelten Lage mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens gehandelt.

Wenn ein Volkshaufen, irre geleitet durch blinde Wuth, unter wildem Geschrei über ein Opfer herfällt, und Jeder seinen Streich führt, so erscheint Allen dieser gemeinschaftlich ausgeführte Mord minder schrecklich, weil Alle daran Theil haben; dann verursachen auch das Schreien, der Anblick des Blutes, der verzweifelte Widerstand des Menschen, den man umbringt, eine vollständige Trunkenheit. Greift man aber unter der rasenden Menge, die bei diesem Morde Theil genommen, einen Einzelnen heraus, stellt ihn allein,

einem Opfer, das sich zu vertheidigen außer Stande ist, gegenüber und sagt zu ihm: Schlage zu!... so wird er fast nie wagen den Schlag auszuführen.

So erging es dem Steinbrecher; dieser Elende zitterte bei dem Gedanken eines von ihm allein und mit kaltem Blute begangenen Mordes.

Der vorhergehende Auftritt hatte sich sehr schnell entwickelt. — Einige von den dem Gitter zunächst stehenden Genossen des Steinbrechers begriffen den Eindruck nicht, den sie eben so gut empfunden haben würden, wie dieser unbezähmbare Mensch, wenn man zu ihnen wie zu ihm gesagt hätte: Verrichtet den Dienst des Henkers.

Mehrere unter seiner Bande murrten deshalb und tadelten laut seine Schwäche.

— Er wagt nicht, den Vergifter vollends zu tödten! sagte Einer.

— Die Memme!

— Er fürchtet sich!

— Er weicht zurück!

Als der Steinbrecher dieses Murren hörte, eilte er an das Gitter, öffnete es ganz weit, und mit der Hand auf den Körper des Abbé von Aigrigny deutend, rief er aus:

— Wenn Einer unter Euch verwegener ist, als ich, so trete er heran und tödte ihn vollends... mag er der Henker sein!... Nun?

Bei dieser Aufforderung verstummte das Murren. Eine tiefe Stille herrschte abermals in der Kathedrale. Alle diese, noch eben so aufgeregt gewesenen Gesichter wurden ernst, beschämt, fast ängstlich; die rohe Nichtswürdigkeit dieser

Handlung, die sie so eben im Begriff gewesen, zu begehen, begann besonders der irregeleiteten Menge klar zu werden.

Niemand wagte mehr, alleinstehend, diesen sterbenden Menschen zu treffen.

Plötzlich stieß der Abbé von Aigrigny eine Art Todesröcheln aus; in krampfhafter Bewegung erhob sich sein Kopf und einer seiner Arme und fielen dann sogleich wieder auf den Fußboden zurück, als ob er den letzten Athemzug gethan habe... Gabriel stieß einen Angstschrei aus, warf sich neben dem Abbé von Aigrigny auf die Kniee nieder, indem er ausrief:

— Großer Gott!... er ist todt!

Seltsame Wandelbarkeit der für das Böse wie für das Gute so leicht empfänglichen Menge! —

Bei Gabriel's herzzerreißendem Angstschrei fühlten dieselben, die einen Augenblick zuvor unter lautem Geschrei die Ermordung dieses Mannes forderten, beinah Mitleiden.

Die Worte: Er ist todt! wurden leise und mit leichtem Schauder in der Menge wiederholt, während Gabriel mit der einen Hand das schwere Haupt des Abbé von Aigrigny aufhob und mit der andern unter der eiskalten Haut nach seinem Pulse fühlte.

— Herr Pfarrer — sagte der Steinbrecher, indem er sich zu Gabriel herabbeugte — wahrhaftig?... Ist keine Hülfe mehr?...

Aengstlich und in tiefem Schweigen erwartete man Gabriel's Antwort; kaum wagte man einige Worte mit leiser Stimme zu wechseln.

— Gott sei gelobt! — rief Gabriel plötzlich — sein Herz schlägt.

— Sein Herz schlägt — wiederholte der Steinbrecher, indem er sich nach seinen Genossen wandte, um ihnen diese frohe Nachricht mitzutheilen.

— Ah! sein Herz schlägt — sprach leise die Menge nach.

— Noch ist Hoffnung da, daß wir ihn retten können — fügte Gabriel mit unaussprechlicher Freude hinzu.

— Wir können ihn retten — wiederholte mechanisch der Steinbrecher.

— Man wird ihn retten — murmelte leise die Menge.

— Rasch, rasch — sagte Gabriel zum Steinbrecher — helft mir meine Brüder, tragen wir ihn hier in's nächste Haus, man wird ihm dort die erste Hülfe angedeihen lassen.

Bereitwillig gehorchte der Steinbrecher; während der Missionair den Abbé von Aigrigny unter den Armen auf hob, nahm der Steinbrecher den fast leblosen Körper bei den Beinen und beide trugen ihn gemeinschaftlich aus dem Chor.

Als die Menge sah, wie der furchtbare Steinbrecher dem jungen Priester bei der Rettung des Mannes Beistand leistete, den sie vor Kurzem noch mit Todesdrohungen verfolgt, empfand sie plötzlich eine Regung von Mitleid. — Dem ergreifenden Einfluß von Gabriel's Worten und Beispiel unterliegend, fühlten sich diese Männer gerührt; man weteiferte nun in Dienstanerbietungen.

— Er würde besser auf einem Stuhle liegen, Herr Pfarrer, den man tragen könnte — sagte Zipolle.

— Soll ich eine Tragbahre aus dem Hôtel-Dieu holen? — begann ein Anderer.

— Ich will Sie ablösen, Herr Pfarrer. — Diese Last ist zu schwer für Sie.

— Bemühen Sie sich doch nicht selbst — sagte ein kräftiger Mann, indem er ehrerbietig zu dem Missionair herantrat — ich will ihn schon tragen.

— Wenn ich schnell einen Wagen hole, Herr Pfarrer? — sagte ein abscheulicher Straßenjunge, indem er seine phrygische Mütze abnahm.

— Du hast Recht — sagte der Steinbrecher — mach' schnell Junge!

— Aber frage doch erst den Herrn Pfarrer, ob er will, daß Du einen Wagen holen sollst — sagte Zipolle, indem sie den eilfertigen Boten zurückrief.

— Ja wohl — begann einer der Anwesenden — wir sind hier in der Kirche; dem Herrn Pfarrer steht es zu, zu befehlen. Er ist hier in seinem Hause.

— Ja! ja!... geh geschwind, mein Sohn! — sagte Gabriel zu dem Straßenjungen.

Während dieser sich durch die Menge drängte, sagte eine Stimme:

— Ich habe eine kleine Korbflasche mit Brandtwein — kann ich damit dienen?

— Gewiß — antwortete Gabriel lebhaft — gebt her! — wir wollen die Schläfe des Kranken mit diesem Spiritus reiben und ihn daran riechen lassen...

— Gebt die Flasche her — rief Zipolle — Und vor Allem steckt die Nase nicht hinein.

Vorsichtig von Hand zu Hand gehend, gelangte die Flasche unversehrt bis zu Gabriel.

Bis der Wagen kam, hatte man den Abbé von Aigrigny einstweilen auf einen Stuhl gesetzt; während mehrere Männer freiwillig den Abbé vorsichtig stützten, ließ ihn der Missionair etwas Brandtwein einathmen. Nach mehreren Minuten wirkte dieser Spiritus schon kräftig auf den Jesuiten; er machte einige leichte Bewegungen und ein tiefer Seufzer hob seine beklemmte Brust.

— Er ist gerettet... er wird leben — rief Gabriel triumphirend aus — er wird leben... meine Brüder.

— O! um so besser — sagten mehrere Stimmen.

— Ja! um so besser! meine Brüder — fuhr Gabriel fort — denn statt von Gewissensbissen über ein Verbrechen gequält zu sein, werdet Ihr Euch einer Handlung christlicher Liebe und Gerechtigkeit erinnern.... Laßt uns Gott danken, daß er Eure blinde Wuth in Mitleidsgefühl verwandelt hat!... Flehen wir zu ihm, daß Ihr selbst und alle diejenigen, die Ihr zärtlich liebt, niemals in die gräßliche Gefahr gerathet, der dieser Unglückliche entronnen ist. ... O, meine Brüder! — fügte Gabriel hinzu, indem er mit rührender und durch den Ausdruck seines himmlischen Gesichts noch ergreifender werdenden Gemüthsbewegung auf das Crucifix deutete — o, meine Brüder, laßt uns nie vergessen, daß derjenige, welcher zur Erlösung der unterdrückten, der gleich uns geringen Kinder des Volkes am Kreuze starb, die liebevollen, dem Herzen so wohlthuenden Worte gesagt hat: Liebet euch unter einander.... Laßt sie uns nie vergessen, meine Brüder; helfen wir uns gegensei-

tig, und wir armen Leute werden dadurch besser, glücklicher und gerechter werden! — Lieben wir uns! — meine Brüder und beugen wir uns vor Christus, dem Gotte aller derer, welche auf dieser Erde unterdrückt, schwach und leidend sind.

Bei diesen Worten knieete Gabriel nieder.

Alle folgten ehrerbietig seinem Beispiel; so mächtig war seine einfache, überzeugende Sprache.

Ein seltsamer Vorfall erhöhte in diesem Augenblick noch die Großartigkeit des Auftritts. —

— Wie schon gesagt, hatten sich kurz zuvor, ehe die Bande des Steinbrechers in die Kirche eindrang, mehrere Personen, welche sich in derselben befanden, geflüchtet. — Zwei von ihnen hatten sich hinter der Orgel versteckt und wohnten von dort aus ungesehen dem vorigen Auftritte bei. — Der Eine dieser Leute, war ein mit Instandhaltung der Orgel beauftragter junger Mann, der genug Musiker war, um sie spielen zu können. Tief ergriffen von dem unerwarteten Ausgang dieses anfänglich so tragischen Vorfalles, konnte dieser junge Mann in dem Augenblick, als er das Volk gleich Gabriel niederknieen sah, sich nicht enthalten, in die Tasten zu greifen. . . . Nun schien eine Art harmonischer, fast unhörbarer Seufzer dem Schooße der unermeßlichen Kathedrale, gleich einem göttlichen Hauche, zu entströmen, dann stieg er eben so lieblich, eben so duftig als der balsamische Dampf des Weihrauchs empor, und verbreitete sich bis unter die schallenden Gewölbe; nach und nach verwandelten sich diese schwachen und sanften Accorde, obwohl noch immer gedämpft, in eine zugleich religiöse, schwermüthige,

zarte Melodie von unbeschreiblicher Lieblichkeit und stieg gleich einem Gesang unaussprechlicher Dankbarkeit und Liebe gen Himmel empor.

Die Accorde waren anfänglich so schwach, so gedämpft gewesen, daß sich die knieende Menge ohne Ueberraschung allmälig dem unwiderstehlichen Eindrucke dieser bezaubernden Harmonieen hingegeben hatte.

Manches Auge, das bis dahin trocken und hart geblieben, netzte sich nun mit Thränen... manches verhärtete Herz schlug sanft und liebreich, und vereinte die von Gabriel mit so rührendem Ausdruck gesprochenen Worte: Liebet euch unter einander!

In diesem Augenblick kam der Abbé von Aigrigny wieder zu sich... und schlug die Augen auf.

Er wähnte sich von einem Traum umfangen.

Beim Anblick eines wüthenden Pöbels, der mit Schimpf und Gotteslästerung auf den Lippen unter Todesdrohungen ihn bis in das Heiligthum verfolgte, hatte er die Besinnung verloren.... Der Jesuit schlug die Augen wieder auf und erblickte im bleichen Schein der Lampen des Hochaltars bei den feierlichen Tönen der Orgel, die kurz vorher so drohende, so unbarmherzige Menge, knieend, schweigend, gerührt, andächtig und vor der Majestät des heiligen Ortes demüthig die Stirn beugend. . . . .

. . . .

Einige Minuten später stieg Gabriel, von der Menge fast im Triumph auf den Armen getragen, in einen Wagen, auf dessen Rücksitz der Abbé von Aigrigny lag,

der nach und nach wieder ganz zur Besinnung gekommen war.

Der Wagen hielt, nach der Anordnung des Jesuiten vor der Thür eines Hauses der Straße Vaugirard: er hatte die Kraft und den Muth, dieses Haus allein zu betreten, in das Gabriel nicht zugelassen wurde, wohin wir aber den Leser führen werden.

Neuntes Kapitel.

Der Spaziergang.

Am äußersten Ende der Straße Vaugirard sah man damals eine sehr hohe, in ihrer ganzen Länge nur durch eine kleine Eingangsthür mit einem Gitterfenster unterbrochene Mauer.

War man dort eingetreten, kam man über einen mit eisernen Gittern umgebenen Hofraum, hinter denen Sommerrouleaux angebracht waren, welche es unmöglich machten, durch die Zwischenräume des Gitters zu sehen. Hierauf trat man in einen großen, schönen, symmetrisch angelegten Garten, in dessen Hintergrunde sich ein zweistöckiges Haus befand, das ziemlich wohnlich aussah, und zwar ohne Luxus, aber doch mit einer gewissen noblen Einfachheit, dem deutlichen Zeichen klug verhüllter Wohlhabenheit, erbaut war.

Einige Tage waren bereits verflossen, seitdem Gabriel den Abbé von Aigrigny so muthig der Volkswuth entrissen

hatte. — Drei Geistliche in schwarzen Gewändern, weißen Ueberkragen und viereckigen Mützen spazierten langsamen und gemessenen Schrittes im Garten auf und nieder. Der jüngste dieser drei Priester schien ungefähr dreißig Jahr alt zu sein; sein Gesicht war bleich, eingefallen und trug das Gepräge ascetischer Strenge; seine beiden Gefährten, zwischen funfzig und sechszig Jahr alt, hatten im Gegensatz ein zugleich heuchlerisches und listiges Gesicht; ihre hochrothen, vollen Wangen erglänzten im Sonnenstrahle, während ihr fettes, dreifaches Kinn üppig auf dem feinen Batist ihrer Halskragen ruhte. — Nach der Regel ihres Ordens (es waren Jesuiten) die ihnen verbietet nur zu Zweien spazieren zu gehen, verließen diese drei Ordensbrüder einander keinen Augenblick.

— Ich fürchte sehr — sagte der Eine, ein bereits begonnenes Gespräch über einen Abwesenden fortsetzend — ich fürchte sehr, daß die beständige Aufregung, in der sich der ehrwürdige Vater seit der Zeit befindet, wo er von der Cholera befallen, seine Kräfte erschöpft... und den gefährlichen Rückfall heute herbeigeführt hat, der für sein Leben fürchten läßt.

— Man sagt — erwiederte der andere Geistliche, daß man noch nie eine solche Unruhe und Angst, wie seine, gesehen habe.

— Es ist auch ein schmerzlicher Gedanke — fügte mit Bitterkeit der jüngste Priester hinzu — daß Sr. Ehrwürden der Pater Rodin ein Aergerniß gegeben, weil er sich hartnäckig weigerte vorgestern öffentliche Beichte abzulegen, als sein Zustand so verzweifelt schien, daß man ihm in ei-

nem lichten Augenblicke zwischen zwei Anfällen seiner Raserei, die Sterbesacramente darbieten zu müssen glaubte.

— Seine Ehrwürden behaupteten, sich nicht so schlecht zu befinden, als man voraussetzte — erwiederte einer der andern Geistlichen — er werde seine letzten Pflichten erfüllen, sobald er die Nothwendigkeit dazu fühle. In Wahrheit ist seit den zehn Tagen, wo man ihn sterbend hierher brachte... sein Leben gleichsam nur noch ein langer, schmerzlicher Todeskampf gewesen... und trotz dem lebt er noch.

— Während der drei ersten Tage seines Krankseins habe ich mit Herrn Rousselet, dem Famulus des Doctor Baleinier bei ihm gewacht — sagte der jüngste Priester — und wenn der Herr ihm einzelne lichte Momente zu Theil werden ließ, verwandte er diese zu abscheulichen Ausfällen gegen das Schicksal, das ihn an's Bett fessele.

— Man behauptet — nahm der andere Geistliche das Wort — daß Pater Rodin, dem Cardinal Malipieri, der gekommen war, ihn aufzufordern, eines musterhaften Todes zu sterben, würdig eines Jünger Loyola's, unseres heiligen Stifters (bei diesen Worten verneigten sich die drei Jesuiten gleichzeitig, wie durch ein und dieselbe Feder in Bewegung gesetzt)... man behauptet, sage ich, daß Pater Rodin Sr. Eminenz geantwortet habe: „Ich bedarf keiner öffentlichen Beichte; ich will leben und ich werde leben.

— Davon war ich nicht Zeuge... Wenn indeß — sagte lebhaft der jüngste Priester mit entrüsteter Stimme — Pater Rodin solche Worte auszusprechen gewagt hat... so ist...

In diesem Moment besann er sich noch zur rechten Zeit, warf einen Seitenblick auf seine beiden stummen, ganz gleichgiltig scheinenden Begleiter und fügte hinzu:

— So ist es ein großes Unglück für seine Seele... indeß bin ich überzeugt, daß man Se. Ehrwürden nur verleumdet hat.

— Ich habe diese Worte auch nur als ein verleumderisches Gerücht mitgetheilt — antwortete der andere Priester und wechselte einen Blick mit seinem Begleiter.

Ein ziemlich langes Schweigen folgte dieser Unterhaltung.

Während dieses Gespräches hatten die drei Geistlichen eine lange in ein Oval auslaufende Allee durchwandert.

In Mitte dieses Platzes, wohin auch noch andere Alleen ausliefen, sah man einen großen, runden, steinernen Tisch. Ein ebenfalls mit dem Priestergewand gekleideter Mann kniete auf diesem Tische; auf dem Rücken und auf der Brust hatte man ihm zwei große Zettel befestigt.

Der eine Zettel trug folgende, mit großen Buchstaben geschriebenen Worte:

Unfügsam.

Der andere:

Sinnlich.

Der ehrwürdige Vater, welcher der Ordensregel gemäß diese einfältige, erniedrigende Schülerstrafe zur Stunde des Spazierengehens erlitt, war ein Mann von vierzig Jahren, mit Herkules-Schultern, mit dem Halse eines Stieres, mit schwarzem, gelocktem Haar und einer gebräunten Gesichtsfarbe. — Obgleich er dem Gebrauch gemäß die Augen be-

ständig und demüthig niederschlug, errieth man doch an dem häufigen, festen Zusammenziehen seiner dicken Augenbraunen, daß sein innerer Groll sehr wenig mit seiner scheinbaren äußerlichen Ergebung übereinstimmte, besonders wenn er die ehrwürdigen Väter in seine Nähe kommen sah, die ziemlich zahlreich, immer zu drei und drei, oder einzeln, in den auf den Platz auslaufenden Alleen spazieren gingen, wo er ausgestellt war.

Als die drei ehrwürdigen Väter, deren Gespräche wir eben mitgetheilt, bei diesem kräftigen Sünder vorüberkamen, erhoben sie, einer wundervoll regelmäßigen und übereinstimmenden Bewegung folgend, gleichzeitig die Augen zum Himmel, als wollten sie ihn um Vergebung wegen der Greuel und des Abscheu's bitten, deren Ursache einer der Ihrigen war; dann vernichteten sie mit einem zweiten, ebenfalls mechanischen und gleichzeitigen Blicke, wie der erste, den armen Teufel mit den Zetteln, einen so kräftigen Mann, daß er alle möglichen Berechtigungen zu besitzen schien, sich unfügsam und sinnlich zu zeigen; hierauf, wie aus einem Munde drei tiefe Seufzer frommer Entrüstung in durchaus gleicher Betonung ausstoßend, setzten die ehrwürdigen Väter wieder ihren Spaziergang mit einer automatenähnlichen Genauigkeit fort.

Unter den andern ehrwürdigen Vätern, die ebenfalls im Garten spazieren gingen, erblickte man hin und wieder einige Laien. Dies kam daher:

Die ehrwürdigen Väter besaßen eins der Nachbarhäuser, das nur durch eine Hecke von dem ihrigen getrennt war. In diesem Hause fanden sich zu gewissen Zeiten viel Frömmler

als Kostgänger ein, um, wie es nach ihrem Kauderwelsch heißt: in Zurückgezogenheit zu leben.

Es war aber auch allerliebst eingerichtet. Man fand dort die Annehmlichkeit einer guten Küche und einer niedlichen kleinen Kapelle vereinigt: eine neue und glückliche Zusammenstellung des Beichtstuhles und der Chambre-garni, der Table d'hôte und der Kanzel.

Welch' köstlicher Gedanke war es, dieses fromme Gasthaus, wo die leibliche wie geistige Nahrung eben so appetitlich und zart ausgewählt und zubereitet wurde, wo Körper und Geist à la Carte sich stärken konnte, wo man Freitags mit voller Gewissensruhe Fleisch essen durfte, kraft eines Dispenses von Rom, der frommer Weise gleich hinter dem Kaffee und den Cognac auf der Speisekarte bemerkt war. Fügen wir nun noch zum Ruhme der ausgezeichneten, finanziellen Schlauheit der ehrwürdigen Väter und ihrer einschmeichelnden Gewandheit hinzu: daß die Kundschaft im Ueberfluß zuströmte.

Wie hätte es aber auch anders sein können? Das Wildpret hatte so schön das Juste-milieu, der Weg nach dem Paradiese war so bequem gemacht, die Seefische kamen so frisch, die rauhe Bahn zum Heil war so vollständig von Dornen gereinigt und so allerliebst mit rosafarbigem Sande bestreut, die Erstlinge wurden so reichlich geboten, die Bußübungen so leicht gehalten, ohne noch die vortrefflichen italienischen Salami und die Abläße des heiligen Vaters zu rechnen, welche direkt aus erster Hand bezogen wurden. Welche Table d'hôte hätte einer solchen Concurrenz die Spitze bieten können? Man fand ja in dieser ruhigen und reichen Zurückgezogenheit so viel Mittel, sich das Himmelreich zu

erwerben! Für eine große Menge eben so reicher wie frömmelnder, eben so furchtsamer wie verzärtelter Leute, die zwar eine höllische Angst vor den Krallen des Satans haben, nichts desto weniger aber doch einer ganzen Reihe anmuthiger kleiner Sünden huldigen, war die gefällige Leitung und nachgiebige Moral der ehrwürdigen Väter unschätzbar! — In der That! welch' innige Dankbarkeit muß nicht ein verderbter, eigennütziger, feiger Greis für diese Priester hegen, die ihn gegen die Ofengabel Beelzebub's verassecuriren und die ewige Seligkeit verbürgen, ohne zu verlangen, daß er auch nur einige der lasterhaften Neigungen, der verderbten Lüste, der gräßlichsten Selbstsucht, die ihm zu einer so süßen Gewohnheit geworden sind, zum Opfer bringe? — Wie kann man aber diese so liebenswürdigen, nachsichtigen Beichtväter, diese geistigen, gefälligen Führer würdig belohnen? — Ei mein Gott! das bezahlt sich ganz einfach durch künftige Hinterlassung schöner sicherer Grundstücke, blanker, hellklingender Thaler und zwar zum Nachtheil oft armer, ehrlicher, fleißiger Blutsverwandte, die so frommer Weise von den ehrwürdigen Vätern beraubt werden.

Einer der älteren Geistlichen, von dem wir bereits gesprochen, deutete auf die Anwesenheit der Laien im Garten hin und sagte, ohne Zweifel um das schon ziemlich verlegen machende Schweigen zu unterbrechen, zu dem jungen Genossen mit dem finstern fanatischen Gesicht:

— Der vorletzte Kostgänger, den man verwundet in unser Nachbarhaus gebracht hat, zeigt sich wahrscheinlich noch immer sehr wild, denn ich bemerke ihn nicht unter unsern übrigen Kostgängern.

— Vielleicht — sagte der andere ältliche Geistliche — zieht er es vor, allein im Garten des neuen Gebäudes spazieren zu gehen.

— Ich glaube, dieser Mann ist sogar, seitdem er in unserm Hause wohnt, noch nicht ein einziges Mal in das kleine Gärtchen heruntergekommen, das an den allein stehenden Pavillon stößt, welchen er in diesem Hause bewohnt; der Abbé von Aigrigny, der nur allein mit ihm verkehrt, beklagte sich neulich über die finstere Gleichgültigkeit dieses Kostgängers... den man noch nicht ein einziges Mal in der Kapelle gesehen hat — sagte in strengem Tone der junge Priester.

— Vielleicht ist er außer Stande, sich dorthin zu begeben — erwiederte einer der Geistlichen.

— Höchst wahrscheinlich — antwortete der Andere — denn der Doktor Baleinier sagte, daß Bewegung für diesen noch in der Genesung begriffenen Kostgänger sehr heilsam wäre; daß er sich aber hartnäckig weigere, sein Zimmer zu verlassen.

— Man kann sich im Nothfall in die Kapelle tragen lassen — sagte der junge Priester in kurzem, strengen Ton. Er schritt hierauf schweigend an der Seite seiner beiden Begleiter fort, welche das Gespräch in folgender Art fortsetzten:

— Den Namen dieses Kostgängers wissen Sie nicht?

— Seit vierzehn Tagen, so lange er hier ist, habe ich ihn nie anders nennen hören, als „den Herrn im Pavillon.“

— Einer unserer dienenden Brüder, der ihm zugewie-

sen ist und ihn auch nicht anders nennt, sagte mir, es sei ein äußerst sanftmüthiger Mann, der tiefen Kummer zu haben scheine; nur sehr selten spricht er; oft bringt er ganze Stunden, die Stirn in seine beiden Hände gelegt, zu; — Uebrigens scheine er sich im Hause zu gefallen; aber sonderbarerweise zieht er dem Tageslicht ein Halbdunkel vor; auch ist ihm, was eben so seltsam ist, der Schein des Feuers so unerträglich lästig, daß er trotz der Kälte der letzten Märztage nicht litt, daß Feuer in seinem Zimmer angemacht werde.

— Am Ende ist er geisteskrank!

— Nein, der Diener sagte mir im Gegentheil, der Herr im Pavillon habe vollkommen seinen Verstand, der Schein des Feuers verursache ihm wahrscheinlich nur irgend eine schmerzliche Rückerinnerung.

— Der Abbé von Aigrigny muß über den Herrn im Pavillon, wie er nun einmal genannt wird, am besten unterrichtet sein, da er fast täglich lange Unterredungen mit ihm hat.

— Der Abbé von Aigrigny hat wenigstens seit drei Tagen diese Unterredungen ausgesetzt, denn er hat sein Zimmer nicht verlassen, seitdem man ihn neulich Abends sehr unwohl, wie man sagte, in einem Fiacre nach Hause brachte.

— Das ist wahr; aber ich komme wieder darauf zurück, was unser lieber Bruder vorher sagte — erwiederte der Andere und deutete auf den jungen Priester, der mit zu Boden gesenktem Blick neben ihnen herging und die Sandkörner in der Allee zu zählen schien — Es ist auffallend, daß dieser Genesende, dieser Unbekannte, noch nicht

in der Kapelle erschienen ist. Unsere anderen Kostgänger kommen hauptsächlich her, um in einer Regung frommer Religiosität hier in der Zurückgezogenheit ihrer Andacht obzuliegen. Warum theilt der Herr im Pavillon diesen Eifer nicht?

— Warum hat er dann grade unser Haus zu seinem Aufenthaltsorte gewählt?

Vielleicht handelt es sich um eine Bekehrung: vielleicht ist er hierher gekommen, um sich in unserer heiligen Religion zu unterrichten.

Und die drei Geistlichen setzten ihren Spaziergang fort.

Wenn man diese leere, kindische Unterhaltung voller Klätschereien über Dritte (übrigens für unsere Erzählung wichtige Personen) hörte, so hätte man diese drei ehrwürdigen Väter für unbedeutende, alltägliche Köpfe halten müssen; allein man würde sich darin sehr getäuscht haben. Ein Jeder von ihnen besaß für die Rolle, die er in der heuchlerischen Schaar zu spielen berufen war, einige seltene und vortreffliche Eigenschaften und zwar immer vereint mit dem verwegenen und einschmeichelnden, ausdauernden und verschmitzten, geschmeidigen und versteckten Sinne, der der Mehrzahl der Mitglieder dieses Ordens eigenthümlich ist. — Allein nur durch die allen obliegende Verpflichtung zum gegenseitigen Spioniren, nnd des daraus entspringenden Mißtrauens, in dem diese Priester leben, sprechen sie unter einander nur stets von gleichgültigen, der Angeberei untauglichen Dingen, bewahren alle Kräfte, alle Geistesgaben für die passive Ausführung des Willens ihres Vorgesetzten und verbinden dann bei Ausführung der von ihm ertheilten Be-

fehle, den unbedingtesten, blindesten Gehorsam im Wesen, unter der Form der erfinderischten, teuflischsten Geschicklichkeit.

Es würde Mühe kosten, die reichen Erbschaften und bedeutenden Schenkungen aufzuzählen, welche die beiden ehrwürdigen Väter mit den gutmüthigen, harmlosen Gesichtern in den immer offenen, immer zum Empfang bereiten, immer auffordernden Säckel des Ordens gebracht hatten und zwar nur dadurch, daß sie zur Ausführung dieser wundersamen Beutelschneidereien bei Dummköpfen, Kranken und Sterbenden, bald arglose Verführung, wohlwollende List, Zusicherung allerliebster Plätze im Himmelreich 2c., bald Verläumdungen, Drohungen und Schrecken anwandten.

Der jüngste der drei Geistlichen, der die unschätzbare Gabe eines blassen, eingefallenen Gesichts, eines finstern, fanatischen Blickes, eines harten, zermalmenden Tones besaß, war gleichsam ein ascetischer Prospekt, eine Art lebender Probe, die der Orden unter gewissen Umständen vorausschickte, wenn er Schwachköpfigen einreden wollte, es könne nichts Enthaltsameres, Strengeres geben, als die Söhne Loyala's und diese würden vor lauter Enthaltsamkeit und Kasteiung dürr und knochig wie Einsiedler: ein Glaube, den die dickbäuchigen und vollwangigen Geistlichen schwerlich hervorgerufen hätten. Mit einem Worte: man suchte so viel als möglich dahin zu wirken, daß wie eine Truppe alter Komödianten, bei Jedem der Körperbau der Rolle entspreche.

Immer im Gespräch begriffen, wie wir berichtet haben, waren die Geistlichen bei einem das Hauptgebäude begrenzenden und als Laden eingerichteten Nebengebäude angekom-

men. Nach diesem Raume gelangte man durch eine geheime Thür, die von einer ziemlich hohen Mauer verdeckt wurde. Durch ein offenes, mit Eisenstäben versehenes Fenster hörte man das Metallklimpern eines fast ununterbrochenen Handthierens mit Geld. Bald hörte man es rasseln, als würde es aus einem Beutel auf den Tisch geschüttet, bald hörte man wieder das eigenthümliche Geräusch des Aufschichtens in Haufen.

In diesem Gebäude befand sich die Handelskasse, wo man eben für Bücher, Bilder, Rosenkränze ꝛc. bezahlte, die der Orden in Menge anfertigen und mit Hülfe der Kirche in Frankreich verbreiten läßt. Diese Bücher strotzten von Albernheit, Frechheit, Sittenlosigkeit*) oder Lügen; es sind Werke, in denen Alles, was die glorreiche Geschichte unserer unsterblichen Republik Schönes, Großes und Erhabenes enthält, im Fischweiberton entstellt oder geschmäht wird. Die Bilder stellen neuere Wunder dar und die Unterschriften sind von einer lächerlichen Frechheit und übertreffen darin bei weitem die Schilder der possenhaften Hanswürste auf den Messen.

Behaglich auf das Klimpern der Thaler hörend, sagte einer der ehrwürdigen Väter lächelnd:

— Heut ist nur ein kleiner Zahltag; der Pater De-

---

*) Um nur eins dieser Bücher zu bezeichnen, nennen wir ein Werk, das im Maimonat verkauft wird und die schamlosesten Angaben über das Kindbett der Jungfrau Maria enthält. Dies Buch ist speciell für junge Mädchen bestimmt.

konom sagte neulich, im ersten Quartal habe der Gewinn drei und achtzig tausend Francs betragen.

— Wenigstens — sagte scharf der junge Priester — sind der Gottlosigkeit dadurch viel Mittel und Wege zum Bösen entzogen.

— Vergebens wüthen die Gottlosen; wir haben die Frommen für uns — erwiederte der andere Geistliche — den besten Beweis haben wir an dem raschen Absatz der Nummern unserer frommen Lotterie, trotz der Sorgen, welche Allen die Cholera macht. — Fast jeden Tag bringt man uns neue Gewinne. — Gestern war eine gute Ernte: erstens eine kleine Copie der Venus Kallipyge in weißem Marmor (ein anderes Geschenk wäre passender gewesen, allein der Zweck rechtfertigt am Ende die Mittel); zweitens: ein Ende von dem Strick, mit dem der infame Robespierre auf dem Schaffot geknebelt worden und an dem noch etwas von seinem verfluchten Blute klebt; drittens: ein Backenzahn von Sanct Fructeaux, in einem kleinen goldenen Reliquienkästchen; viertens: eine Schachtel zum Rothschminken aus der Zeit der Regentschaft, von prächtigem Koromandelholz, mit feinen Perlen durchbrochen.

— Heut morgen — sagte der andere Geistliche — brachte man einen wundervollen Gewinnst; nämlich: einen prächtigen Dolch mit einem Griff von Vermeil. Die Klinge ist sehr breit, aber hohl; durch einen außerordentlich kunstvollen Mechauismus treibt die bloße Kraft des Stoßes, sobald die Klinge im Körper ist, mehrere kleine, äußerst scharfe Queerklingen hervor, die in's Fleisch eindringen und das Wiederausziehen der Mutterklinge unmöglich machen. Ich

glaube nicht, daß sich eine mörderischere Waffe erfinden läßt. Die Scheide ist von Sammet und mit gravirtem Vermeil prächtig verziert.

Ei, ei — antwortete der andere Geistliche — dieser Gewinn wird viel Neid erregen.

— Das will ich meinen — sagte der erste Geistliche — Man hat ihm auch einen Platz neben der Venus und der Schminkbüchse unter den Hauptgewinnen angewiesen, welche die Jungfrau Maria zieht.

— Was sagen Sie? — fragte der Andere erstaunt — Was zieht die Jungfrau Maria?

— Wie, das wissen Sie nicht?

— Nein, kein Wort!

— O! Das ist ein allerliebster Einfall der Mutter St. Perpetua. Denken Sie sich: die Hauptgewinne sollen durch eine kleine Figur der Jungfrau Maria gezogen werden. Diese enthält eine Feder, die unter dem Kleide durch einen Uhrschlüssel aufgezogen wird und sie einige Minuten lang in drehende Bewegung versetzt, so daß die Nummer, bei der die heilige Mutter unseres Erlösers stehen bleibt, die gewinnende ist.*)

*) Diese sinnreiche Parodie des Verfahrens beim Roulette- und Biribi-Spiel durch Anwendung einer Figur der Jungfrau Maria hat vor sechs Wochen bei Ziehung einer frommen Lotterie in einem Nonnenkloster stattgefunden. Für die Gläubigen muß dies eine schmerzliche Entweihung sein, für die Gleichgültigen ist es eine bedauernswerthe Lächerlichkeit, denn unter allen Ueberlieferungen gehört die von der Jungfrau Maria zu den rührendsten und ehrwürdigsten.

— O! das ist wahrhaftig niedlich! — sagte der andere Geistliche — der Gedanke ist sehr passend . . . ich kannte diesen Umstand nicht. . . . Wissen Sie auch, wie viel die Monstranz kostet, die mit dieser Lotterie bezahlt werden soll?

— Der Pater Procurator sagte mir, die Monstranz werde mit den Juwelen auf nicht weniger als fünf und dreißig tausend Francs zu stehen kommen . . . die alte Monstranz ungerechnet, die blos nach dem Goldwerth wieder angenommen, und, wenn ich nicht irre, auf neun tausend Francs abgeschätzt worden ist.

— Die Lotterie wird vierzig tausend Francs eintragen, darauf können wir rechnen — erwiederte der erste Geistliche — wenigstens wird unsere Kapelle doch nun nicht durch den übertriebenen Luxus der St. Lazaristen in Schatten gestellt, sondern diese werden im Gegentheil uns beneiden, denn ihre schöne Monstranz aus massivem Golde, worauf sie so stolz waren, ist nicht halb so viel werth, wie diejenige, die wir durch unsere Lotterie erhalten. — Unsere Monstranz ist nicht blos größer, sondern auch mit Edelsteinen besetzt.

Dieses interessante Gespräch wurde leider unterbrochen. Es war so gemüthlich! — Diese Priester einer Religion der Armuth und Demuth, der Bescheidenheit und Liebe greifen zum gesetzlich verbotenen Hazardspiel und betteln das Publikum an, um ihre Altäre mit einem empörenden Luxus zu umgeben, während Tausende ihrer Brüder an der Schwelle ihrer glänzenden Kapellen vor Hunger und Elend umkommen. Die jämmerliche Reliquiennebenbuhlerei hat keinen andern Grund, als gemeinen schmutzigen Neid. — Man wetteifert nicht, wer am meisten Arme unter-

stützt, sondern wer am Altar die größten Reichthümer zur Schau stellt.*) . . . .

Eine Thür des Gartengitters öffnete sich und beim Anblick des Eintretenden sagte der eine Geistliche:

— Ah! sieh da! — Seine Eminenz der Cardinal Malipieri kommen, um den Pater Rodin zu besuchen.

— Möge dieser Besuch Seiner Eminenz dem Pater Rodin heilsamer sein, als der vorige — sagte der junge Geistliche in hochmüthiger Weise.

Der Cardinal Malipieri lenkte in der That seine Schritte durch den Garten nach dem Zimmer, welches Rodin inne hatte.

---

*) Herr E. Sué macht hier eine Anmerkung, in welcher er sagt: er habe erfahren, daß der Herr Erzbischof von Paris den Pfarrer an der Kirche St. Eustache aufgefordert habe, die bedeutende Summe, welche eine zur Wiedererbauung der Orgel in der Kirche St. Eustache (welche bekanntlich vor Kurzem abbrannte) bestimmte Lotterie eingebracht hat, auf edlere, nützlichere und mildthätigere Weise, nämlich zur Unterstützung armer redlicher Familien zu verwenden. Diese von Herrn Sué ausgesprochene Hoffnung hat sich jedoch nicht bestätigt, denn vor Kurzem ist die Ziehung vollzogen worden; das eingekommene Geld ward jedoch für den ursprünglichen Zweck (die Wiedererbauung der Orgel) verwendet. A. d. Uebers.

Zehntes Kapitel.

Der Kranke.

Der Cardinal Malipieri, der bereits dem bei der Fürstin St. Dizier abgehaltenem Concil beiwohnte, und der sich jetzt in das von Rodin innehabende Zimmer begab, war in weltlicher Kleidung und hatte einen weiten Ueberrock von hellbraunem Atlas an, der stark nach Kampfer roch, denn der Kirchenfürst hatte sich mit allen möglichen Vorbeugungsmitteln gegen die Cholera versehen.

Als der Cardinal auf dem Vorsaale im zweiten Stockwerk angekommen war, klopfte er an eine graue Thür. — Da ihm Niemand antwortete, öffnete er, ging wie ein Mann, der die Lokalität genau kennt, durch einen Entree und trat dann in ein Gemach, in welchem ein Bett stand. Auf einem Tisch von schwarzem Holz mit Schubfächern sah man verschiedene Medizinflaschen.

Die Züge des Kirchenfürsten drückten Unruhe und Miß-

stimmung aus. Seine Gesichtsfarbe war noch immer gelblich und gallicht. Der blaue Ring um seine Augen markirte sich noch schärfer als gewöhnlich.

Einen Augenblick stand er still, blickte fast ängstlich um sich und roch mehrmals scharf an einem anticholerischen Flacon. Da er sich allein sah, trat er dann vor einem über dem Kamin befindlichen Spiegel und prüfte mehrmals mit großer Aufmerksamkeit die Farbe seiner Zunge. — Nach dieser sorgfältigen, ihn scheinbar zufriedenstellenden Untersuchung, die einige Minuten gedauert hatte, nahm er aus seiner goldenen Bonbonniere einige Präservativbonbons, die er im Munde zergehen ließ und dabei salbungsvoll die Augen schloß.

Nach diesen Gesundheits-Sicherheitsmaaßregeln führte der Kirchenfürst nochmals sein Flacon an die Nase und schickte sich dann an, in's anstoßende Zimmer zu gehen. Da vernahm er durch die dünne Wand, welche ihn davon schied, ein ziemlich lebhaftes Geräusch. — Er stand still und horchte, denn was im Nebenzimmer gesprochen wurde, konnte er deutlich hören.

— Nun ist der Verband angelegt — jetzt will ich aufstehen — sagte kurz und gebieterisch eine schwache Stimme.

— Wo denken Sie hin, ehrwürdiger Vater! — antworte eine andere Stimme — das ist unmöglich.

— Sie sollen gleich sehen, ob es unmöglich ist — sagte die erste Stimme.

— Aber, ehrwürdiger Vater ... Sie können sich den Tod holen ... Sie sind außer Stande aufzustehen ... Sie

würden sich einem tödtlichen Rückfall aussetzen... Ich gebe es nicht zu.

Diesen Worten folgte das Geräusch eines schwachen Ringens, untermischt mit mehr zürnendem als klagendem Stöhnen; dann hob die Stimme wieder an:

— Nein, nein, ehrwürdiger Vater... und um ganz sicher zu sein, werde ich Ihre Kleider aus Ihrem Bereich entfernen... Sie müssen gleich Ihren Trank einnehmen; ich gehe jetzt, um ihn zu bereiten.

Fast in demselben Augenblick öffnete sich eine Thür, nnd der Kirchenfürst sah einen Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren eintreten, der einen alten pomeranzenfarbigen Ueberrock und ein Paar eben so abgenutzte Beinkleider unter dem Arme hatte und sie auf einen Stuhl hinwarf.

Dieser Mann war Herr Angelus Modestus Rousselet, erster Famulus des Doktor Baleinier. Die Mienen des jungen Arztes waren bescheiden, süßlich und zurückhaltend; — seine Haare, vorn kurz geschnitten, flatterten ihm lang im Nacken; beim Anblick des Cardinals schien er etwas überrascht und machte zwei Mal eine tiefe Verbeugung vor ihm, ohne ihn anzusehen.

— Vor allem Andern — sagte der Kirchenfürst mit seinem sehr starken italienischen Accent, und sich das Kampherflacon dicht unter die Nase haltend — sind die Cholerasymptome wiedergekehrt?

— Nein, Monsignore; das Nervenfieber, welches nach dem Choleraanfall eintrat, hat seinen regelmäßigen Verlauf.

— Das ist gut... Aber ist denn der ehrwürdige Va-

ter noch immer so eigensinnig?... Was war das für ein Geräusch, das ich eben hörte?

— Seine Ehrwürden wollten durchaus aufstehen und sich ankleiden, Monsignore: obgleich er noch so schwach ist, daß er nicht zwei Schritte gehen kann.... Die Ungeduld reibt ihn auf.... Wir besorgen immer noch bei dieser übermäßigen Aufregung einen tödtlichen Rückfall.

— War Doktor Baleinier diesen Morgen hier?

— So eben ist er fortgegangen, Monsignore.

— Nun, was meint er zu dem Kranken?

— Er findet, daß sich dieser in einem höchst beunruhigenden Zustande befindet... die Nacht ist so schlimm gewesen, daß Doktor Baleinier diesen Morgen sehr besorgt war. Der ehrwürdige Vater Rodin befindet sich in einem Zustande, wo die Krisis binnen wenigen Stunden über Tod oder Leben des Kranken entscheiden kann.... Doktor Baleinier ist nur gegangen, um die nöthigen Mittel zu einer sehr schmerzhaften, entgegenwirkenden Operation zu holen, und kommt gleich wieder, um sie zu vollziehen.

— Hat man den Abbé von Aigrigny davon benachrichtigt?

— Der Herr Abbé ist selbst sehr leidend, wie Ew. Eminenz wissen... Seit drei Tagen hat er das Bett nicht verlassen.

— Ich habe mich eben auf dem Herwege nach ihm erkundigt und werde ihn gleich besuchen — erwiederte der Kirchenfürst — doch, um wieder auf den ehrwürdigen Pater Rodin zu kommen: hat man seinen Beichtvater benachrichtigt, daß er sich in einem so verzweifelten Zustande be-

findet und einer so gefährlichen Operation unterworfen werden soll?

— Doktor Baleinier sprach mit ihm sowohl darüber, als auch von den Sterbesakramenten, aber der ehrwürdige Vater erwiederte aufgebracht: man gönne ihm keinen Augenblick Ruhe und plage ihn immerfort: er sorge eben so sehr wie irgend ein Anderer für sein Seelenheil; er ...

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um seine Person! — rief der Cardinal, indem er mit diesem heidnischen Fluch Herrn Angelus Modestus Rousselet unterbrach, und seine schon sehr scharfe und schneidende Stimme noch mehr erhob — Es handelt sich nicht um seine Person, sondern um das Interesse des Ordens.... Es ist unbedingt nothwendig, daß der ehrwürdige Vater mit dem feierlichsten Glanze die Sterbesacramente erhält, und nicht blos als Christ, sondern in einer Aufsehen erregenden Weise stirbt. ... Alle hier im Hause Anwesende, selbst Fremde müssen zu dieser Handlung herbeigerufen werden, damit sein erbauliches Ende einen heilsamen Eindruck macht.

— Das haben auch bereits der ehrwürdige Vater Griffon und der ehrwürdige Vater Brunet Sr. Ehrwürden zu verstehen gegeben, aber Ew. Eminenz weiß, mit welchem Unwillen der ehrwürdige Pater Rodin diese Anträge aufgenommen und Doktor Baleinier wagte nicht, darauf zu bestehen, weil er fürchtete, eine gefährliche, vielleicht tödtliche Krisis dadurch herbeizuführen.

— Gut, so werde ich es wagen, denn in dieser Zeit revolutionairer Gottlosigkeit wird ein feierlich christlicher Tod einen sehr heilsamen Eindruck auf das Publikum ma-

chen. — Es wäre sogar sehr zweckmäßig, für den Fall des Todes Vorkehrungen zur Einbalsamirung des ehrwürdigen Vaters zu treffen; man würde ihn dann nach römischer Sitte einige Tage öffentlich ausstellen. — Mein Sekretair wird eine Zeichnung für den Katafalk anfertigen; das macht sich sehr glänzend und imposant. Der ehrwürdige Pater Rodin hat durch seine Stellung im Orden ein Anrecht auf den größten Aufwand. Er muß mindestens sechshundert Wachskerzen und etwa ein Dutzend Weingeistlampen über seiner Leiche erhalten, um diese von oben herab zu beleuchten, das macht sich prächtig. — Dann könnte man auch kleine Flugschriften über das fromme und erbauliche Leben des ehrwürdigen Vaters unter's Volk austheilen lassen und ...

Ein heftiges kollerndes Geräusch, als ob ein metallener Gegenstand im Zorn auf den Boden geschleudert würde, erschallte im anstoßenden Krankenzimmer und unterbrach die Worte des Kirchenfürsten.

— Wenn Sie der ehrwürdige Pater Rodin nur nicht von seiner Einbalsamirung sprechen gehört hat, Monsignore — sagte leise Herr Angelus Modestus Rousselet — Sein Bett steht dicht an dieser Wand und man kann Alles hören, was hier gesprochen wird.

— Hat der ehrwürdige Vater mich gehört — erwiederte der Cardinal in leiserem Ton und stellte sich in die entfernteste Ecke des Zimmers — so wird mir dieser Umstand dazu dienlich sein, den Gegenstand zur Sprache zu bringen.... Jedenfalls ist meine Ansicht unverändert dieselbe, daß nämlich die Einbalsamirung und die Ausstellung durchaus nothwendig sind, um einen heilsamen Eindruck auf

die große Menge hervorzurufen. Das Volk ist schon ganz erschreckt über die Cholera und eine solche Leichenfeier würde für die Masse von großer Wirkung sein.

— Ich erlaube mir Ew. Eminenz darauf aufmerksam zu machen, daß die Gesetze hier solche Schaustellung verbieten und daß...

— Die Gesetze... schon wieder die Gesetze — sagte zornig der Cardinal. — Hat etwa Rom nicht auch Gesetze? Ist nicht jeder Priester ein römischer Unterthan?... Ist es nicht Zeit, daß...

Der Kirchenfürst wollte das Weitere dem jungen Arzte wahrscheinlich nicht auseinandersetzen, denn er brach ab und sagte nach einer Pause:

— Wir wollen darüber später sprechen; sagen Sie mir jetzt: hat der ehrwürdige Vater seit meinem letzten Besuche wieder Anfälle von Irrereden gehabt?

— Allerdings, Monsignore; diese Nacht hat er mindestens anderthalb Stunden irre geredet.

— Nun, haben Sie, wie Ihnen empfohlen worden, wieder genau alle Worte aufgezeichnet, welche dem Kranken während dieses neuen Anfalls entschlüpft sind?

— Ja Monsignore; hier ist das Verzeichniß, wie es Ew. Eminenz mir aufgetragen hat.

Bei diesen Worten langte Herr Angelus Modestus Rousselet ein Papier aus dem Schubfache hervor und händigte es dem Kirchenfürsten ein. —

Wir erinnern den Leser daran, daß dieser Theil des Gesprächs zwischen Herrn Rousselet und dem Cardinal entfernt von der Zwischenwand stattfand, so daß Rodin nichts

hören konnte, während er die Unterredung über seine in Aussicht stehende Einbalsamirung vollkommen zu verstehen im Stande gewesen war.

Der Cardinal ergriff das ihm von Herrn Rousselet überreichte Papier mit dem Ausdruck der lebhaftesten Neugierde. Nachdem er es durchgelesen hatte, knillte er es, ohne seinen Aerger zu verhehlen, zusammen und dachte:

— Immer noch Worte ohne Zusammenhang.... Nicht zwei Worte, aus denen sich auch nur ein vernünftiger Schluß ziehen läßt.... Es ist wahrhaftig grade, als besäße dieser Mensch die Kraft, auch während des Irreredens in den Grenzen zu bleiben und blos über unbedeutende Dinge zu schwatzen.

Hierauf wandte er sich an Herrn Rousselet und fragte:

— Wissen Sie ganz genau, daß Sie Alles berichtet haben, was ihm während des Irreredens entschlüpft ist?

— Mit Ausnahme der Sätze, die er öfters wiederholte und die ich nur einmal aufgeschrieben habe, können Ew. Eminenz überzeugt sein, daß ich nicht ein einziges Wort ausgelassen, so sinnlos es mir auch vorkommen mochte.

— Sie werden mich zum ehrwürdigen Vater Rodin Rodin führen — sagte der Cardinal nach einer Pause.

— Aber... Monsignore — erwiederte zögernd der Famulus — sein Fieberanfall ist erst seit einer Stunde vorüber und der ehrwürdige Vater fühlte sich diesen Augenblick noch höchst ermattet.

— Desto besser — erwiederte unvorsichtiger Weise der Kirchenfürst; dann besann er sich und fügte hinzu:

— Desto besser... denn da werden die Tröstungen, welche ich ihm bringe, um so mehr Werth für ihn haben. Wenn er eingeschlafen ist, wecken Sie ihn und melden Sie ihm meinen Besuch.

— Ich habe nur Ew. Eminenz Befehle zu befolgen — sagte der Famulus sich verbeugend.

Dann ging er in ein anstoßendes Zimmer.

Als der Cardinal allein war, dachte er in Nachdenken versunken:

— Ich komme immer wieder darauf zurück.... Als Rodin plötzlich den Choleraanfall bekam... glaubte er auf Befehl des päpstlichen Stuhles vergiftet zu sein. — Er hatte also etwas sehr Gefährliches gegen Rom vor, daß er eine so entsetzliche Voraussetzung aussprechen konnte. — Wäre unser Verdacht denn gegründet? — besäße er heimlich, wie man fürchtet, einen entschiedenen Einfluß über den bedeutendsten Theil des Cardinalcollegiums?... Aber zu welchem Zwecke denn!! — das war bisher noch nicht möglich zu ergründen, so treu bewahren seine Mitschuldigen das Geheimniß.... Ich hoffte... während seines Irueredens werde ihm ein Wort entschlüpfen, das uns dem, was für uns so wichtig ist, auf die Spur führen könnte... denn fast immer, besonders aber bei einem Menschen von so rastloser Geistesthätigkeit, besteht der Fieberwahnsinn in der Ueberspannung eines Hauptgedankens... da hat man mir nun aber schon fünf solcher Anfälle gleichsam stenographirt ... und dennoch kein Wort... nichts als leere, abgerissene Phrasen.

Die Rückkunft des Herrn Rousselet machte den Betrachtungen des Kürchenfürsten ein Ende.

— Ich bedaure sehr, Monsignore sagen zu müssen, daß der ehrwürdige Vater sich hartnäckig weigert, irgend einen Besuch anzunehmen. Er behauptet, er bedürfe vollster Ruhe. ... Obwohl er sehr hinfällig ist, sieht er doch finster, ja zornig aus.... Freilich wenn er Ew. Eminenz von seiner Einbalsamirung hat sprechen hören, sollte es mich nicht wundern ... auch ...

Der Cardinal unterbrach Herrn Rousselet und sagte:

— Also vorige Nacht hat der ehrwürdige Vater Rodin seinen letzten Fieberanfall gehabt?

— Ja, Monsignore, von drei bis halb sechs Uhr Morgens.

— Von drei ... bis halb sechs Uhr Morgens — wiederholte der Kirchenfürst, als ob er diese Zeit im Gedächtniß behalten wolle — Und dieser Anfall zeigte nichts Außergewöhnliches?

— Nein, Monsignore; das Lesen meiner Notizen mag Ew. Eminenz selbst davon überzeugen: eine größere Menge unzusammenhängender Worte ließ sich unmöglich zusammenbringen.

Als Herr Rousselet trotz dem den Kirchenfürsten auf die Thür des anstoßenden Zimmers zugehen sah, setzte er hinzu:

— Aber, Monsignore, der ehrwürdige Vater will durchaus keinen Besuch annehmen.... Er bedarf voller Ruhe vor der Operation, die gleich an ihm vorgenommen werden soll ... und es dürfte gefährlich werden....

Ohne irgend etwas darauf zu erwiedern, trat der Cardinal in Rodin's Zimmer.

Dies Gemach war ziemlich geräumig, hatte zwei Fenster und war ziemlich einfach, aber bequem meublirt. Einige Holzscheite verbrannten langsam im Kamin, an dem eine Kaffeekanne, eine Porzellantasse und eine Pfanne stand, in der ein dicker Senfteich schmorte. — Auf dem Kamin sah man einige Stück Leinewand und leinene Binden zerstreut umherliegen.

Ein pharmaceutischer, von der Arznei herrührender Geruch, der Krankenzimmern so eigenthümlich ist, herrschte auch hier, war aber noch mit einem so scharfen, faulen, widrigen Dunst untermischt, daß der Cardinal einen Augenblick an der Thür stehen blieb.

Wie schon die Jesuiten auf ihrem Spaziergange gesagt hatte: Rodin lebte, weil er dachte:

— Ich muß leben und werde leben!

Denn eben so wie eine schwache Phantasie, ein schlaffer Geist oft der bloßen Furcht vor dem Uebel erliegt, so können auch, wie tausend Erfahrungen beweisen, Charakterstärke und moralische Kraft oft hartnäckig gegen ein Uebel ankämpfen und den Sieg davon tragen.

So war es auch mit Rodin.... Da seine unerschütterliche Charakterstärke, ja fast möchte man sagen, die furchtbare Zähigkeit seines Willens (denn der Wille erlangt manchmal eine geheimnißvolle Allgewalt, worüber man erschrickt) das Heilverfahren des Doktor Baleinier unterstützte, war Rodin der Seuche entgangen, von der er so schnell be-

fallen worden. Dieser ungeheuern Aufregung folgte aber ein sehr gefährliches Nervenfieber, das sein Leben in die größte Gefahr brachte.

Diese neue Gefahr hatte den Abbé von Aigrigny mit der lebhaftesten Besorgniß erfüllt, denn trotz seiner Eifersucht und seines Neides sah er wohl ein, daß da die Dinge einmal so weit gediehen, nur Rodin, der die sämmtlichen Fäden der Intrigue in Händen habe, diese zum erwünschten Ziele führen könne.

Da die Fensterrouleaux des Krankenzimmers heruntergelassen waren, drang nur ein Dämmerlicht bis zu dem Bett, in welchem Rodin lag.

Das Gesicht des Jesuiten hatte zwar die den Cholerakranken eigenthümliche grünliche Farbe verloren, war aber leichenblaß geblieben. Seine Magerkeit war so entsetzlich, daß die trockene, faltige Haut an jedem Knochenvorsprung auflag. Die Muskeln und Venen seines langen, haarichten, fleischlosen, geierähnlichen Halses glichen einem Bündel Stricke. Sein Kopf, mit einer dunkelrothen, fettigen, seidenen Mütze bedeckt, aus der einzelne schmierige, graue Locken hervorsahen, ruhete auf einem schmutzigen Kissen. Rodin litt durchaus nicht, daß man ihm die Wäsche wechsele. Da sein dünner weißlicher Bart seit lange nicht rasirt worden war, zeigten sich hin und wieder auf seinem erdfahlen Gesicht einzelne borstenähnliche Haare. — Ueber dem Hemde trug er eine alte, an mehreren Stellen durchlöcherte wollene Unterjacke. — Den einen Arm hielt er aus dem Bett gestreckt, und in seiner knochigen, haarichten Hand mit den

blauen Nägeln hielt er ein Taschentuch von unerkennbarer Farbe.

Hätten nicht in den von den Augenhöhlen gebildeten Schatten zwei glühende Funken geglänzt, würde man ihn für eine Leiche gehalten haben. — Dieser Blick, in dem alles Leben, alle Energie, die dieser Mensch noch besaß, gesammelt und concentrirt erschien, verrieth eine quälende Unruhe. Bald ließen seine Mienen einen schneidenden Schmerz wahrnehmen, bald zeigte das Zusammenballen seiner Hände und das plötzliche Auffahren, welches ihn ergriff, deutlich seine Verzweiflung, so an's Bett gefesselt zu sein, während die wichtigen Interessen, die er übernommen, seine volle Geistesthätigkeit erforderten. — Auf diese Weise fortwährend angespornt und überreizt, mußte sein Geist auch oft ermatten und die Gedanken schwanden ihm. — Dann war er momentan bewußtlos und hatte Anfälle von Fieberwahnsinn, aus denen er wie aus einem schweren Traum erwachte und an die er nur mit Schrecken zurückdachte.

Nach dem verständigen Rathe des Doktor Baleinier, der ihn außer Stande fand, sich mit wichtigen Angelegenheiten zu befassen, hatte es der Abbé von Aigrigny bisher vermieden, auf Rodin's dringende Fragen nach dem Verlauf der Rennepontschen Angelegenheit, die für ihn in doppelter Beziehung entscheidend war und die er in Folge der gezwungenen Unthätigkeit, wozu ihn die Krankheit verdammte, gefährdet oder verloren zu sehen fürchtete, eine genügende Antwort zu geben. Dieses Schweigen des Abbé von Aigrigny in Betreff der Intrigue, deren Fäden Ro=

din in Händen hatte und die vollständige Unkenntniß aller Vorgänge, die seit dessen Erkrankung stattgefunden haben konnten, trieben seine Erbitterung bis auf das Höchste.

In solchem geistigen und körperlichen Zustande befand sich Rodin, als mit Mißachtung seines Willens, der Cardinal Malipieri sein Zimmer betrat.

Eilftes Kapitel.

Der Fallstrick.

Um Rodin's Qualen, daß er durch die Erkrankung zur Unthätigkeit gezwungen sei, deutlich zu machen, und um die Wichtigkeit des Besuches vom Cardinal Malipieri darzulegen, wollen wir mit wenigen Worten an die kühnen, ehrgeizigen Pläne des Jesuiten erinnern, der sich für einen zweiten Sixtus V. hielt, und diesem gleich zu werden dachte.

Durch das Gelingen der Rennepontschen Angelegenheit an die Spitze seines Ordens zu treten, dann im Fall einer fast vorauszusehenden Thronentsagung durch reiche Bestechungen die Majorität des Cardinalcollegiums für sich zu gewinnen, um die päpstliche Krone zu erlangen und hierauf mittelst einer Umgestaltung des Jesuitenordens, diese mächtige Gesellschaft dem päpstlichen Stuhl unterzuordnen, statt sie selbstständig der päpstlichen Macht gleichstehen und diese

fast immer beherrschen zu lassen; das waren die gewaltigen, geheimen Pläne Rodin's.

Was die Möglichkeit ihrer Ausführung betraf — so war diese durch zahlreiche Beispiele dargethan, denn öfters wurden einfache Mönche oder Priester plötzlich zur päpstlichen Würde erhoben.

Was die Moralität der Sache betraf, so entschuldigte und rechtfertigte die Papstwerdung der Borgia's, Julius II. und mehrerer anderer seltsamer Stellvertreter Christi, im Vergleich mit denen Rodin als ein verehrungswürdiger Heiliger erschien, vollkommen die Ansprüche des Jesuiten.

Wenngleich der Zweck der geheimen Intriguen Rodin's in Rom bisher in das tiefste Dunkel gehüllt war, hatte man doch sein heimliches Einverständniß mit einer bedeutenden Anzahl von Mitgliedern des Cardinalcollegiums bemerkt, und da ein Theil dieses Collegiums, zu welchem auch der Cardinal Malipieri gehörte, dadurch beunruhigt wurde, beabsichtigte der Cardinal bei Gelegenheit seiner Reise nach Frankreich, die geheimen Schliche des Jesuiten zu ergründen.

Daß der Cardinal bei dem eben geschilderten Auftritt so hartnäckig darauf bestand, trotz der Weigerung Rodin's mit diesem sprechen zu wollen, geschah in der Hoffnung, das bisher zu gut bewahrte Geheimniß in Betreff der Ränke in Rom, die er diesem zuschrieb, durch List herauszubringen, wie sich gleich zeigen wird.

In einer so wichtigen, so entscheidenden Lage lag Rodin an einer Krankheit darnieder, die seine Kräfte lähmte,

während er grade jetzt mehr als je der ganzen Thätigkeit, der vollen Hülfsmittel seines Geistes bedurfte. . . . .

. . . .

Nachdem der Cardinal einige Augenblicke regungslos an der Thür gestanden und dabei immer sein Flacon unter die Nase gehalten hatte, trat er langsam dem Bette Rodin's näher.

Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit und in der Absicht, einer ihm aus mehreren Gründen äußerst unangenehmen Unterredung auszuweichen, drehte dieser plötzlich sein Gesicht nach der Wand herum und stellte sich schlafend.

Der Kirchenfürst nahm keine Rücksicht auf diese Verstellung, sondern fest entschlossen, den Zustand der Schwäche. in dem er Rodin wußte, zu benutzen, nahm er einen Stuhl und setzte sich, trotz seines Widerwillens, neben das Bett des Jesuiten.

— Nun, lieber, ehrwürdiger Vater... wie befinden Sie sich — fragte er ihn mit honigsüßem Tone, der durch seinen italienischen Accent noch heuchlerischer klang.

Rodin that, als höre er nichts, schnarchte und antwortete nicht.

Der Cardinal ergriff, obwohl er Handschuhe anhatte, nicht ohne Ekel die Hand des Jesuiten, schüttelte sie etwas und wiederholte mit noch lauterer Stimme:

— Lieber, ehrwürdiger Vater, antworten Sie mir, ich beschwöre Sie!

Rodin vermochte sich einer Regung zorniger Ungeduld nicht zu erwehren, blieb aber noch immer stumm.

Der Cardinal war nicht der Mann, sich so leicht zurück-

weisen zu lassen; er schüttelte nochmals den Arm des Jesuiten und zwar etwas stärker, wobei er mit phlegmatischer Ausdauer, die den geduldigsten Menschen außer sich gebracht hätte, wiederholte:

— Lieber ehrwürdiger Vater, da Sie doch nicht schlafen ... so hören Sie mich an, ich bitte sehr ...

Durch die Schmerzen gepeinigt, durch die Hartnäckigkeit des Kirchenfürsten empört, drehte Rodin rasch den Kopf um, heftete seine hohlen, von düsterem Feuer glühenden Augen auf den Italiener und sagte wüthend mit höhnischem Lächeln.

— Es liegt Ihnen wohl sehr viel daran, Monsignore, mich ... wie sie vorhin äußerten ... einbalsamirt und ausgestellt zu sehen ... daß sie herkommen, meine Todesqualen zu vermehren und meine Sterbestunde zu beschleunigen.

— Ich, ehrwürdiger Vater? ... Mein Gott! — Wie können Sie so sprechen?

Und der Cardinal erhob seine Hände gen Himmel, als wolle er diesen zum Zeugen nehmen, welche zärtliche Theilnahme er für den Jesuiten hege.

— Ich wiederhole das, was ich so eben gehört habe, Monsignore, denn diese Wand ist sehr dünn — setzte Rodin noch wüthender hinzu.

— Wenn Sie damit meinen, daß ich aus tiefster Seele Ihnen einen durchaus christlichen Tod und ein erbauliches Ende gewünscht habe ... ja, noch wünsche ... dann haben Sie freilich Recht, ehrwürdiger Vater ... dann haben Sie mich ganz richtig verstanden ... denn es würde mir

sehr angenehm sein, Sie nach einem so frommen Lebenswandel Gegenstand der Verehrung für die Gläubigen werden zu sehen.

— Und ich sage Ihnen, Monsignore — rief Rodin mit schwacher, oft stockender Stimme — ich sage Ihnen, daß es eine Rohheit ist, vor den Ohren eines Sterbenden dergleichen Wünsche laut werden zu lassen. — Ja! — fuhr er mit steigender Aufregung, die gar nicht zu seiner Schwäche paßte, fort, man nehme sich in Acht, sage ich Ihnen ... denn wenn man mich drängt, wenn man mich fortwährend plagt ... wenn man nicht ruhig mein Todesröcheln abwartet ... wird man mich zwingen, auf eine durchaus nicht christliche Weise zu sterben ... das sage ich ihnen vorher. ... Rechnet man auf ein erbauliches Schauspiel, um daraus Vortheil zu ziehen, täuscht man sich sehr.

Dieser Zornausbruch hatte Rodin schmerzlich erschöpft, er ließ den Kopf wieder auf sein Kissen zurücksinken, und trocknete sich die aufgesprungenen und blutenden Lippen mit dem Taschentuch ab.

— Nun, nun ... beruhigen Sie sich, ehrwürdiger Vater — erwiederte der Cardinal mit gewinnender Freundlichkeit — Hegen Sie nicht so schlimme Gedanken. Gewiß hat die Vorsehung Sie zu etwas Großem auserseh'n, da sie Sie bereits aus so großer Gefahr befreit hat..... Wir wollen wünschen, daß Sie auch aus der Ihnen jetzt drohenden von ihr errettet werden.

Rodin antwortete nur durch ein heiseres Gemurmel und drehte sich wieder nach der Wand zu.

Der unermüdliche Kirchenfürst fuhr fort:

— Die Absichten der Vorsehung haben sich nicht nur auf Ihre Rettung beschränkt; sie hat ihre Allmacht in noch anderer Weise gezeigt. ... Was ich Ihnen mittheilen werde, ist von der größten Wichtigkeit; hören Sie mich also aufmerksam an.

Ohne sich umzudrehen, antwortete Rodin mit einem ingrimmigen Tone, in dem sich eine wirkliche Pein kundgab:

— Sie wollen meinen Tod ... die Brust glüht mir ... Der Kopf ist mir wie zerschlagen ... aber Sie haben kein Erbarmen ... O! ich leide Höllenqual.

— Schon — dachte boshaft lächelnd der Römer, dann sagte er:

— Erlauben Sie mir, darauf zu dringen ... Lassen Sie es sich einige Ueberwindung kosten, mich anzuhören; es wird Sie nicht gereuen.

Rodin blieb ruhig liegen, hob aber, ohne ein Wort zu sprechen, mit verzweifelten Blicken seine Hände, krampfhaft über sein Taschentuch gefaltet, zum Himmel empor; dann sanken ihm die Arme schlaff am Leibe herunter.

Der Cardinal zuckte leicht mit den Achseln und sagte dann ganz langsam, damit Rodin jedes Wort höre:

— Ehrwürdiger Vater! ... der Wille der Vorsehung ließ es geschehen, daß Sie während eines Anfalls von Irrereden ohne Ihr Wissen, wichtige Enthüllungen machten.

Und mit unruhiger Neugier wartete der Kirchenfürst auf den Erfolg des frommen Fallstrickes, den er dem erschöpften Geiste des Jesuiten legte.

Dieser lag aber noch immer der Wand zugekehrt, schien nichts gehört zu haben und schwieg.

— Gewiß denken Sie über meine Worte nach, ehrwürdiger Vater — hob der Cardinal wieder an. — Sie haben auch Recht, denn es handelt sich um einen sehr ernsten Gegenstand. — Ja, wie gesagt, die Vorsehung hat es gewollt, daß Ihr Mund während ihres Irueredens Ihre geheimsten Gedanken verrieth und mir . . . glücklicherweise mir allein . . . Dinge enthüllte, die Sie auf die ärgste Weise compromittiren . . . Mit einem Worte, in Ihrem Irrereden der vorigen Nacht, das ungefähr zwei Stunden dauerte, haben Sie den geheimen Zweck Ihrer Intriguen bei verschiedenen Mitgliedern des Cardinalcollegiums in Rom offenbart. — Und leise sich erhebend, wollte der Cardinal sich über das Bett lehnen, um den Ausdruck von Rodin's Mienen zu erspähen.

Dieser ließ ihm aber nicht Zeit dazu.

Den plötzlichen und merkwürdigen Bewegungen ähnlich, die eine den Einwirkungen der Volta'ischen Säule ausgesetzte Leiche macht, fuhr Rodin in seinem Bette zusammen, drehte sich herum und setzte sich aufrecht, als er die letzten Worte des Kirchenfürsten vernahm.

— Er hat sich verrathen! — sagte der Cardinal in italienischer Sprache für sich, dann setzte er sich wieder nieder und heftete seine Augen, funkelnd vor Triumph, auf den Jesuiten.

Obwohl dieser Malipieri's Ausruf nicht vernommen und den triumphirenden Ausdruck nicht bemerkt hatte, erkannte doch Rodin trotz seiner Erschöpfung die große Unvorsichtigkeit seiner ersten, allzu auffallenden Bewegung. . . . Langsam fuhr er mit der Hand über die Stirn, als ob er

von einem Schwindel ergriffen sei, dann blickte er verwirrt und ängstlich um sich, führte sein altes Taschentuch an seine zitternden Lippen und biß mechanisch einige Secunden lang hinein.

— Ihre lebhafte Aufregung, Ihr Erschrecken bestätigt mir leider die traurige Entdeckung, die ich gemacht habe — hob der Cardinal wieder an, immer mehr erfreut über das Gelingen seiner List, und sich auf dem Punkte glaubend, ein so wichtiges Geheimniß endlich zu ergründen. — Sie werden also auch einsehen, ehrwürdiger Vater — fuhr er fort — daß es jetzt für Sie nur von größtem Nutzen sein kann, über Ihre Pläne und Mitschuldige zu Rom ganz ausführliche Auskunft zu geben. För diesen Fall können Sie auf die Nachsicht des päpstlichen Stuhles rechnen, besonders wenn Ihre Geständnisse vollständig und ausführlich sind, um einige Lücken auszufüllen, welche, bei einer während eines Fieberanfalls gemachten Enthüllung, durchaus nicht zu vermeiden waren.

Diese erste Aufregung unterdrückend, bemerkte Rodin, leider nur zu spät, daß er getäuscht worden sei und daß er sich nicht durch seine Worte, wohl aber durch seine Ueberraschung und sein Erschrecken von gefährlicher Bedeutsamkeit compromittirt habe.

In der That hatte der Jesuit, als er sich heimlicher Ränke gegen Rom angeschuldigt sah, einen Augenblick gefürchtet, sich während seines Irreredens verrathen zu haben; nach kurzer Ueberlegung dachte er jedoch, trotz der Erschlaffung seines Geistes, ganz richtig: „Wenn dieser schlaue Italiener mein Geheimniß wüßte, würde er sich wohl hüten,

es mir zu sagen; er hegt also nur Verdacht, den ich durch die unwillkührliche Regung, deren ich mich eben nicht zu erwehren vermochte, noch verstärkt habe.

Und Rodin wischte sich den kalten Schweiß ab, der von seiner glühenden Stirn herabtropfte. — Die Aufregung während dieses Vorfalls erhöhte seine Schmerzen und machte seinen bereits so beunruhigenden Zustaud noch gefährlicher. Völlig erschöpft, vermochte er sich nicht länger in seinem Bett aufrecht zu erhalten, sondern sank auf das Kissen zurück.

— Per Bacco! — dachte der Cardinal, erschrocken über den Gesichtsausdruck des Jesuiten. — Sollte er jetzt verscheiden, ehe er ein Wort gesagt hätte, und auf diese Weise meinem so geschickt gelegten Fackstrick entgehen?

Und der Kirchenfürst beugte sich lebhaft zu Rodin hin und fragte:

— Was fehlt Ihnen denn, ehrwürdiger Vater?

— Ich fühle mich völlig erschöpft, Monsignore ... es läßt sich nicht beschreiben ... was ich auszustehen habe.

— Wir wollen hoffen, ehrwürdiger Vater, daß diese Krisis keine schlimmen Folgen haben werde ... da jedoch die Möglichkeit dazu da ist, so erfordert Ihr Seelenheil, mir augenblicklich die vollständigsten, genauesten Eingeständnisse zu machen ... sollten auch diese Eingeständnisse Ihre Kräfte erschöpfen ... das ewige Leben ist mehr werth ... als dieses vergängliche Leben.

— Was meinen Sie für Eingeständnisse, Monsignore? — fragte Rodin mit schwacher Stimme und höhnischem Ton.

— Wie? welche Eingeständnisse? — rief der Cardinal

staunend — Nun: die Eingeständnisse über die gefährlichen Intriguen, die Sie in Rom angezettelt haben.

— Welche Intriguen? — fragte Rodin.

— Nun, die Intriguen, die Sie während Ihres Irreredens verrathen haben — erwiederte der Kirchenfürst immer ungeduldiger und unwilliger. — Diese Eingeständnisse waren nur zu klar. — Wozu also jetzt dieses strafbare Zaudern, sie zu vervollständigen?

— Meine Eingeständnisse... waren klar?... das versichern Sie mir? — fragte Rodin, fast bei jedem Worte innehaltend, so beklemmt war ihm die Brust. Aber seine Energie, seine Geistesgegenwart verließen ihn noch nicht.

— Ja, wie ich Ihnen schon gesagt habe — erwiederte der Cardinal — einige Lücken abgerechnet, waren Ihre Eingeständnisse vollkommen klar.

— Wozu... soll ich sie... Ihnen dann wiederholen?

Und dasselbe höhnische Lächeln zuckte auf Rodin's bläulichen Lippen.

— Wozu? — rief der Kirchenfürst wüthend — Um Verzeihung zu erlangen; denn wenn man dem reuigen Sünder, der seine Fehltritte bekennt, Nachsicht und Vergebung angedeihen läßt, so gebührt dem verstockten Sünder nur Fluch und Bann!

— Ach welche Marter!... das heißt langsam verbrennen! — lispelte Rodin und fuhr dann fort — Da ich Alles gestanden habe... kann ich nichts weiter hinzufügen ... Sie wissen Alles....

— Ich weiß Alles?... Ja, allerdings weiß ich Alles — erwiederte der Kirchenfürst mit donnernder Stimme. —

Aber wie habe ich es erfahren? Durch Eingeständnisse, die Sie willenlos, ohne sich Ihres Thuns bewußt zu sein, machten. Und das ... meinen Sie, soll Ihnen angerechnet werden? ... Nein, nein! — Glauben Sie mir, dieser Augenblick ist entscheidend ... Sie stehen am Rande des Grabes ... ja, am Rande des Grabes ... Zittern Sie also und machen Sie sich keiner gotteslästerlichen Lüge schuldig — Bei diesen Worten schüttelte der Kirchenfürst Rodin heftig am Arm. — Wahren Sie sich vor der ewigen Verdammniß und wagen Sie nicht zu läugnen, was Ihnen als Wahrheit bekannt ist! ... Läugnen Sie es?

— Ich werde nichts läugnen! — stammelte Rodin mühsam — aber lassen Sie mich endlich in Ruhe.

— Den Gedanken giebt Ihnen Gott ein! — sagte der Cardinal zufrieden aufathmend; sein Ziel erreicht wähnend, fuhr er fort: — Folgen Sie der Stimme des Herrn, sie wird Ihnen ein sicherer Anhalt sein. — Also läugnen Sie nichts!

— Ich ... redete irre ... ich kann also ... nicht läugnen ... o, was ich leiden muß! — fügte Rodin hinzu — ich kann also ... die Albernheiten nicht läugnen ... die ich ... während meines Irleredens ... gesprochen habe.

— Aber wenn nun diese vorgeblichen Albernheiten mit der Wahrheit übereinstimmen — rief der Kirchenfürst wüthend, seine Erwartung abermals getäuscht zu sehen. — Wenn das Irrereden eine unwillkührliche ... von der Vorsehung bewirkte Enthüllung ist.

— Cardinal Malipieri ... Ihre Schlauheit ... ist nicht einmal meinem Todeskampfe gewachsen — erwiederte Rodin

mit kaum hörbarer Stimme — der beste Beweis, daß ich mein Geheimniß nicht mitgetheilt habe... wenn ich überhaupt ein Geheimniß habe... liegt darin... daß Sie mich bewegen wollen... es mitzutheilen.

Und trotz seiner Schmerzen, trotz seiner immer mehr überhand nehmenden Erschöpfung hatte der Jesuit noch die Kraft, sich in seinem Bette halb aufzurichten, dem Cardinal grade ins Gesicht zu sehen und ihn mit teuflischem Hohn auszulachen.

Dann fiel er auf's Kissen zurück, krampfte beide Hände zusammen, fuhr sich damit nach der Brust und stieß einen Angstseufzer aus.

— Verflucht!... der teuflische Jesuit hat mich durchschaut — dachte der Cardinal und stampfte wüthend mit dem Fuß. — Er hat erkannt, daß seine erste Bewegung ihn bloßgestellt hatte; jetzt nimmt er sich in Acht.... Nun erlange ich nichts mehr... wenn ich nicht die jetzt eingetretete Ermattung benutze... und durch Andringen... Drohungen... Erschrecken...

Der Kirchenfürst konnte nicht weiter sprechen. Durch die rasch geöffnete Thür trat der Abbé von Aigrigny ein und rief in überschwenglichem Freudenrausch:

— Vortreffliche Nachricht!...

Zwölftes Kapitel.

Die gute Nachricht.

An der Veränderung in den Gesichtszügen des Abbé von Aigrigny, an seiner Blässe, an der Unsicherheit seiner Schritte ersah man leicht, daß der furchtbare Auftritt auf dem Vorplatz der Notre-Dame-Kirche nicht ohne heftige Rückwirkung geblieben war. Seine Mienen strahlten jedoch vor Freude, als er in Rodin's Zimmer trat mit dem Ausruf:

— Vortreffliche Nachricht!

Bei diesen Worten fuhr Rodin zusammen; seiner Erschöpfung ungeachtet richtete er plötzlich den Kopf in die Höhe; neugierig, unruhig, durchbohrend glühten seine Augen; mit seiner abgemagerten Hand gab er dem Abbé von Aigrigny ein Zeichen, näher an's Bett heranzutreten und mit einer so oft unterbrochenen, so schwachen Stimme, daß sie kaum hörbar war, sagte er zu ihm:

— Ich befinde mich sehr schlecht... der Cardinal hat

mir beinahe den Rest gegeben... Wenn aber diese treffliche Nachricht... auf die Rennepontsche Sache Bezug hat, womit sich meine Gedanken fortwährend beschäftigen und wovon mir kein Mensch Nachricht giebt... dann glaube ich ... werde ich geretttet.

— Nun denn! so betrachten Sie sich als gerettet! — rief der Abbé von Aigrigny, ohne an die Vorschriften des Doktor Baleinier zu denken, der bisher stets dagegen eiferte, von ernsten Angelegenheiten mit Rodin zu sprechen.

— Ja! — wiederholte der Abbé von Aigrigny — betrachten Sie sich als gerettet... lesen Sie... und sein Sie stolz darauf... Was Sie prophezeiet haben, beginnt sich zu verwirklichen.

Bei diesen Worten nahm er ein Papier aus der Tasche und reichte es Rodin hin, der es mit gieriger, aber zitternder Hand ergriff.

Vor wenigen Minten hätte Rodin thatsächlich seine Unterredung mit dem Cardinal nicht fortsetzen können, selbst wenn die Klugheit ihm die Fortsetzung geboten hätte. Eben so wenig wäre er im Stande gewesen, zu lesen: so verstört und umflort war sein Augenlicht... Bei den Worten des Abbé aber fühlte er sich so erkräftigt und voller Hoffnung, daß er sich durch eine außergewöhnliche Concentrirung seiner Energie und Willenskraft aufrecht setzte und mit freiem Kopfe, klugem, lebhaftem Auge rasch das Papier durchflog, welches ihm der Abbé von Aigrigny so eben eingehändigt hatte.

Kaum hatte Rodin gelesen, so stieß er ein leises Freuden-

geschei aus, und sagte mit einem ganz eigenen, unbeschreiblichen Tone:

— Ah! das ist Einer ... Es fängt an ... Es geht!

Und ganz in Extase schloß er die Augen; ein triumphirendes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht und machte dies noch häßlicher, indem seine gelben wacklichen Zähne bloß lagen. — Seine Aufregung war so lebhaft, daß das Papier, was er so eben gelesen, seinen zitternden Händen entfiel.

— Er wird ohnmächtig — rief der Abbé von Aigrigny besorgt, indem er sich über Rodin hinbeugte. — Und ich bin daran schuld; ich dachte nicht an das Verbot des Doktors, über ernste Dinge mit ihm zu reden.

— Nein ... nein ... machen Sie sich keine Vorwürfe — erwiederte Rodin mit schwacher Stimme und versuchte, zur Beruhigung des Abbé, sich ein wenig aufzurichten ... diese unverhoffte Freude wird ... vielleicht meine Genesung herbeiführen ... Ja! ... ich weiß nicht ... wie mir ist ... aber sehen Sie nur mein Gesicht an ... mir scheint, zum ersten Male, seit ich an dieses Schmerzenslager gefesselt bin, bekomme ich etwas Farbe ... ich fühle fast Wärme darin.

Und Rodin hatte in der That Recht.

Eine leichte, feuchte Röthe verbreitete sich plötzlich über seine erdfahlen, eiskalten Gesichtszüge, seine Stimme sogar klang minder hohl, obgleich sie noch immer sehr schwach blieb. In einem so überreizten und sichern Tone, daß der Abbé von Aigrigny und der Cardinal sich davon ergriffen fühlten, rief er aus:

— Dieser erste Erfolg ist mir Bürge für die andern ... ich lese in der Zukunft.... Ja! — fügte Rodin mit begeistertem Blick hinzu — ja... unsre Sache wird siegen... Alle Mitglieder der verdammten Familie Rennepont werden vertilgt... und das bald... Sie werden sehen... Sie...

Rodin hielt inne, fiel auf sein Kissen zurück und sagte:

— Ach! die Freude schnürt mir den Hals zu... die Stimme versagt mir den Dienst.

— Um was handelt es sich denn? — fragte der Cardinal den Abbé von Aigrigny.

Mit heuchlerischem Frömmlerton antwortete dieser:

— Einer der Erben der Rennepont'schen Familie, ein elender Handwerker, durch Unmäßigkeit und Ausschweifungen aufgerieben, ist in Folge eines unfläthigen Gelages, bei dem man mit ruchloser Gotteslästerung der Cholera Trotz geboten, vor drei Tagen gestorben.... Wegen meiner, mich am Ausgehen hindernden Unpäßlichkeit ... und auch noch wegen eines andern Umstandes, gelang es mir erst heut den beglaubigten Todtenschein dieses Opfers der Völlerei und der Irreligiosität in meine Hände zu bekommen. Uebrigens erkläre ich laut Seiner Ehrwürden (er zeigte auf Rodin) zum Ruhme, daß der ehrwürdige Vater sagte: „die schlimmsten Feinde, welche die Nachkommen des verdammten Relaps haben können, sind ihre schlechten Leidenschaften ... diese müssen daher unsere Bundesgenossen gegen den ruchlosen Stamm werden“ ... das war bei diesem elenden Jacques Rennepont der Fall.

— Sie sehen — sagte Rodin mit so erschöpfter Stimme,

daß diese bald unhörbar wurde — die Strafe beginnt bereits ... Einer der Rennepont's ist todt ... Und ... bedenken Sie wohl ... dieser Todtenschein — und Rodin zeigte auf das Papier, welches der Abbé von Aigrigny in der Hand hielt — bringt dem Orden der Jesuiten dereinst vierzig Millionen Francs ... und zwar daher ... weil ich ... Ihnen ...

Beim Schluß des Satzes bewegten sich nur noch Rodin's Lippen. Seit wenigen Secunden war seine Stimme schon so gesunken, daß sie am Ende völlig unhörbar wurde und gänzlich erstarb. Durch einen heftigen Krampf zusammengeschnürt, brachte sein Kehlkopf keinen Laut mehr hervor.

Weit entfernt, durch diese Krankheitssymptome in Unruhe zu gerathen, beendete der Jesuit seinen Satz durch eine ausdrucksvolle Pantomime. — Stolz den Kopf emporwerfend, klopfte er hochmüthigen Blickes mit der Spitze des Zeigefingers einige Mal an seine Stirn und bezeichnete dadurch, daß man seinem Geiste, seinen Anordnungen diesen ersten glücklichen Erfolg zu verdanken habe.

Gleich darauf sank aber Rodin erschöpft, stöhnend und todtmüde auf sein Lager zurück, indem er sein Taschentuch an seine welken Lippen drückte. — „Die vortreffliche Nachricht", wie der Abbé von Aigrigny sie nannte, hatte Rodin nicht geheilt; sie ließ ihn nur vermöge seiner Willenskraft einen Augenblick seine Schmerzen vergessen. Die leichte Röthe, welche seine Wangen etwas gefärbt hatte, verschwand auch bald; sein Gesicht wurde wieder erdfahl, seine Schmerzen, die einen Augenblick inne gehalten, vermehrten sich mit

solcher Heftigkeit, daß er sich krampfhaft unter der Decke wand, mit dem Gesicht auf's Kopfkissen legte und seine beiden Arme, ausgestreckt und starr wie Eisenstangen, über den Kopf legte.

Nach dieser eben so heftigen, wie schnell vorübergehenden Krisis, während deren sowohl der Abbé von Aigrigny, wie der Cardinal bemüht waren, ihm Hülfe zu leisten, gab Rodin, dessen Gesicht ein kalter Schweiß bedeckte, ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß seine Schmerzen etwas nachgelassen hätten und daß er von einem auf dem Nachttisch stehenden Tranke zu trinken wünsche. — Der Abbé von Aigrigny holte ihn und während der Cardinal mit ersichtlichem Ekel Rodin aufrecht hielt, gab ihm der erstere einige Löffel von diesem Trank ein, der gleich sehr beruhigend wirkte.

— Soll ich Herrn Rousselet rufen? — fragte der Abbé von Aigrigny Rodin, als dieser wieder ausgestreckt dalag.

Rodin schüttelte verneinend den Kopf, dann machte er eine neue Anstrengung, erhob seine rechte Hand, machte sie ganz auf, fuhr mit dem linken Zeigefinger darüber und gab dem Abbé von Aigrigny, nach seinem Schreibtisch in der Ecke des Zimmers zeigend, mit den Augen einen Wink, daß, da er nicht mehr sprechen könne, er zu schreiben wünsche.

— Ich verstehe Ew. Ehrwürden immer — antwortete der Abbé von Aigrigny; aber erst beruhigen Sie sich. Ich werde Ihnen, wenn es nöthig ist, Schreibmaterialien besorgen.

Zwei heftige Schläge an der äußern Thür des anstoßenden Zimmers, nicht an Rodins Thür, unterbrachen diesen Auftritt. — Aus Vorsicht und um sich desto geheimer

mit Rodin besprechen zu können, hatte der Abbé von Aigrigny Herrn Rousselet ersucht, in dem vordersten der drei Zimmer zu bleiben.

Nachdem der Abbé von Aigrigny durch das zweite Zimmer gegangen war, öffnete er die Thür des Entrées, wo er Herrn Rousselet fand, der ihm ein ziemlich dickes Briefpacket einhändigte und dabei sagte:

— Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie gestört habe, aber man empfahl mir, Ihnen augenblicklich diese Papiere einzuhändigen.

— Ich danke Ihnen, Herr Rousselet — antwortete der Abbé von Aigrigny, indem er hinzufügte: — Wissen Sie, wenn Herr Baleinier hierher kommen wird?

— Er muß gleich kommen ... denn er will noch vor Abend die schmerzliche Operation vornehmen, die einen entscheidenden Einfluß auf den Zustand des ehrwürdigen Vaters haben wird. Ich treffe die nöthigen Vorbereitungen — setzte Herr Rousselet hinzu und zeigte auf einen seltsamen, schrecklichen Apparat, den der Abbé von Aigrigny fast mit Furcht ansah.

— Ich weiß nicht, ob das ein bedenkliches Simptom ist — sagte der Jesuit — aber dem ehrwürdigen Vater hat plötzlich die Stimme ihren Dienst versagt.

— Dieser Zufall ist seit acht Tagen schon zwei Mal eingetreten, antwortete Herr Rousselet — Herrn Baleinier's Operation wird jedoch sowohl auf Lunge als Kehlkopf einwirken.

— Ist diese Operation sehr schmerzhaft? — fragte der Abbé von Aigrigny.

— Ich glaube, daß es in der ganzen Chirurgie keine schmerzhaftere giebt — antwortete der Famulus. — Herr Doktor Baleinier hat dem ehrwürdigen Vater Rodin auch noch nicht ihre ganze Bedeutsamkeit mitgetheilt.

— Haben Sie die Güte, den Doktor Baleinier hier zu erwarten und ihn zu uns zu schicken, sobald er kommt — sagte der Abbé von Aigrigny, dann kehrte er in's Krankenzimmer zurück. Hier setzte er sich an Rodin's Bett, zeigte ihm das Briefpacket und sagte:

— Hier sind verschiedene sich widersprechende Berichte über mehrere Mitglieder der Familie Rennepont, die besondere Beaufsichtigung zu verdienen schienen... da meine Unpäßlichkeit mir seit einigen Tagen jede persönliche Beobachtung unmöglich machte... denn ich bin heut zum ersten Mal wieder aufgestanden... Ich weiß aber nicht — fügte er, sich an Rodin wendend, hinzu — ob Ihr Zustand Ihnen das Anhören gestattet.

Rodin winkte so flehentlich bittend und zugleich so verzweifelt, daß der Abbé von Aigrigny einsah, es würde eben so gefährlich sein ihm seinen Wunsch zu versagen, als ihn zu erfüllen. Er wandte sich also an den Cardinal, der sich noch immer nicht darüber getröstet hatte, daß es ihm unmöglich gewesen, dem Jesuiten sein Geheimniß ablocken zu können, zeigte auf den Brief und fragte ehrerbietig:

— Erlauben Ew. Eminenz?

Der Kirchenfürst nickte mit dem Kopf und antwortete:

— Ihre Angelegenheiten sind auch die unsrigen, lieber Abbé; alles das, was Ihren ruhmvollen Orden erfreut, erfreut auch die Kirche.

Der Abbé von Aigrigny entsiegelte das Paket; es lagen mehrere Aufsätze von verschiedener Handschrift darin.

Nachdem er den ersten gelesen hatte, wurden seine Mienen plötzlich ernst und er sprach mit bewegtem Ton:

— Das ist ein Unglück . . . ein großes Unglück.

Lebhaft drehte sich Rodin nach ihm um und blickte ihn unruhig und fragend an. . . .

— Florine ist an der Cholera gestorben — nahm der Abbé von Aigrigny wieder das Wort. — Und das Schlimme dabei ist — fügte er, das Papier in der Hand zusammenballend, hinzu — dies elende Geschöpf hat vor ihrem Tode dem Fräulein von Cardoville gestanden, daß sie dieselbe auf Euer Ehrwürden Befehl seit langer Zeit verrathen habe.

Unzweifelhaft kam Florinen's Tod und die ihrer Gebieterin gemachten Geständnisse Rodin's Plänen sehr ungelegen, denn er stieß ein unartikulirtes Gemurmel aus, und es sprach sich in seinen Mienen, trotz seiner Erschöpfung, ein heftiger Unwille aus.

Der Abbé von Aigrigny nahm ein anderes Blatt und sagte dann:

— Diese Nachricht betrifft den Marschall Simon und ist nicht grade schlimm, aber auch durchaus nicht günstig, denn im Ganzen geht daraus hervor, daß seine Lage sich etwas verbessert hat. — Uebrigens werden uns die Berichte von anderer Hand zeigen, ob diese Nachricht vollständig glaubwürdig ist.

Heftig und ungeduldig winkte Rodin dem Abbé von Aigrigny, daß er sie rasch vorlesen möge. — Der Abbé las Folgendes:

„Man versichert, das Gemüth des Marschall's scheine „minder bekümmert, minder besorgt, minder unruhig; neulich „hat er zwei Stunden bei seinen Töchtern zugebracht, was „lange nicht vorgekommen ist. Die strengen Mienen des „Soldaten Dagobert werden freundlicher. . . . Dies Symptom „darf man als ein sicheres Zeichen von der wirklichen Bes- „serung des Zustandes des Marschall's ansehen."

„Die letzten anonymen Briefe erkannte man an der „Handschrift und sie wurden, ohne von dem Marschall geöffnet „zu werden, durch den Soldaten Dagobert an den Brief- „träger zurückgegeben. Man wird auf Mittel denken, sie auf „anderem Wege an ihn gelangen zu lassen."

Der Abbé von Aigrigny sah Rodin an und sagte:

— Euer Ehrwürden theilt wahrscheinlich meine Meinung, daß diese Mittheilung befriedigender sein könnte?

Rodin heftete den Blick zu Boden. — In seinem krampfartig verzerrten Gesichte las man die Pein, daß er nicht sprechen konnte. Zweimal fuhr er sich mit der Hand nach der Kehle; ängstlich blickte er auf den Abbé von Aigrigny.

— Ach! — rief dieser wüthend und ingrimmig, nachdem er eine andere Mittheilung durchblickt hatte — für die eine glückliche Nachricht giebt es heut sehr schlimme!

Bei diesen Worten wandte sich Rodin lebhaft zum Abbé von Aigrigny und streckte mit fragenden Blicken seine zitternden Hände nach ihm aus.

Der Cardinal theilte diese Unruhe und fragte den Abbé von Aigrigny.

— Was berichtet Ihnen denn diese Mittheilung?

— Man glaubte — erwiederte der Abbé — daß Herrn Har-

dy's Aufenthalt in unserm Hause Niemanden bekannt sei ... es steht aber zu befürchten, daß Agrikol Baudoin die Wohnung seines frühern Herrn aufgefunden und durch einen Diener unseres Hauses einen Brief in seine Hände gespielt hat.... Es hat sich also — fügte der Abbé von Aigrigny zornig hinzu — in den drei letzten Tagen, während ich Herrn Hardy in seinem Pavillon zu besuchen außer Stande war, einer der Diener bestechen lassen.... Es ist ein Einäugiger darunter, dem ich nie getraut habe.... Der Elende!... Doch nein, an diesen Verrath mag ich nicht glauben; er würde zu ernste Folgen haben, denn ich allein weiß am Besten, wie weit die Dinge gediehen sind, und ich gestehe, eine solche Correspondenz kann Alles verderben. Wenn man auf diese Weise bei Herrn Hardy noch kaum unterdrückte Gedanken und Erinnerungen wieder auffrischt, verdirbt dies vielleicht in einem einzigen Tage Alles, was ich, seitdem Herr Hardy in unserm Hause ist, zu Stande gebracht habe. ... Glücklicherweise spricht diese Mittheilung nur von Zweifeln und Befürchtungen; die übrigen Nachrichten, die ich für zuverlässiger halte, werden diese hoffentlich nicht bestätigen.

— Man braucht noch nicht zu verzweifeln — bemerkte der Cardinal — der guten Sache hilft Gott stets.

Diese Versicherung schien den Abbé von Aigrigny nur wenig zu beruhigen. Er blieb nachdenklich und niedergeschlagen, während Rodin auf seinem Krankenlager bei dem Gedanken an diesen neuen Schlag in ohnmächtiger Wuth krampfhaft zusammenfuhr.

— Lesen wir die letzte Mittheilung — sagte der Abbé

von Aigrigny nach kurzem Sinnen. — Ich hege ein so großes Vertrauen zu der Person, von der ich sie erhalte, daß ich an der vollen Richtigkeit der darin enthaltenen Angaben nicht im mindesten zweifle. — Mochte sie den andern vollständig widersprechen.

Um den Zusammenhang der Angaben dieser letzten Mittheilung, welche auf die Anwesenden einen furchtbaren Eindruck machen mußte, nicht zu stören, werden wir es der Phantasie des Lesers überlassen, sich alle Ausbrüche des Staunens, der Wuth, des Hasses, des Schrecks von Seiten des Abbé von Aigrigny und die furchtbaren Gebehrden Rodin's während der Vorlesung dieser entsetzlichen Mittheilung, eines Resultats der Beobachtung eines den Jesuiten treuen und ergebenen Dieners selbst hinzu zu denken.

Dreizehntes Kapitel.

Die geheime Mittheilung.

Der Abbé von Aigrigny las Folgendes:

„Vor drei Tagen kam der Abbé Gabriel von Renne-„pont, der bisher noch nie in der Wohnung des Fräulein „von Cardoville gewesen war, um halb zwei Uhr Mittags in's „Hôtel des Fräuleins und blieb dort bis gegen fünf Uhr.“

„Gleich nach dem Weggehen des Abbé kamen zwei Be-„diente aus dem Hôtel; der eine begab sich zum Marschall „Simon, der andere zu dem Schmiedegesellen Agrikol Bau-„doin und dann zum Prinzen Djalma.“

„Gestern um zwölf Uhr Mittags erschien der Marschall „Simon mit seinen beiden Töchtern beim Fräulein von Car-„doville; gleich darauf erschien auch der Abbé Gabriel mit „Agrikol Baudoin.“

„Eine lange Unterredung fand zwischen den genannten

„Personen und Fräulein von Cardoville statt; sie sind bis „halb vier Uhr bei ihr geblieben."

„Marschall Simon, der zu Wagen gekommen war, „ging mit seinen beiden Töchtern zu Fuß wieder weg; alle „drei schienen sehr vergnügt und man bemerkte sogar, daß „der Marschall in einer Seitenallee der Champs-Elisées seine „beiden Töchter liebevoll und gerührt umarmte."

„Der Abbé Gabriel von Rennepont und Agrikol Bau„doin gingen zuletzt fort."

„Wie man später erfahren, ist der Abbé Gabriel direct „nach Haus gegangen; der Schmied jedoch, den zu über„wachen mehrere Gründe vorhanden waren, hat sich in ein „Weinhaus der Rue de la Harpe begeben. Man ist sofort „nach ihm eingetreten. Er forderte eine Flasche Wein und „setzte sich in das hinterste Zimmer, links in eine Ecke. Er „trank jedoch nicht und schien sehr unruhig; man vermu„thete, er erwarte Jemand.

„Nach einer halben Stunde kam auch wirklich ein Mann „von ungefähr dreißig Jahren, dunkelblond, hoch gewachsen, „auf dem linken Auge blind, in einem kastaniengrünen Rock „und schwarzen Beinkleidern. Er war ohne Kopfbedeckung „und schien aus der Nachbarschaft zu kommen. Dieser Mann „setzte sich neben den Schmied an den Tisch."

„Es entspann sich zwischen diesen Personen eine sehr „lebhafte Unterhaltung, von der man aber leider nichts ver„stehen konnte. Nach ungefähr einer halben Stunde über„gab Agrikol Baudoin dem einäugigen Mann ein kleines „Packet, in dem Goldstücke zu sein schienen, da es nur sehr „geringen Umfangs war, der Einäugige es aber mit den

„Zeichen größter Dankbarkeit entgegennahm. Dann nahm „der Einäugige bereitwillig einen Brief von Agrikol Bau=„doin, den dieser ihm dringend zu empfehlen schien und den „der Einäugige sorgfältig einsteckte. Hierauf trennten sich „beide und der Schmied sagte: Auf Morgen!

„Nach dieser Unterredung glaubte man vorzugsweise „dem einäugigen Manne folgen zu müssen. Er verließ die „Rue de la Harpe, ging durch das Luxembourg und trat „in das neben dem Jesuitengebäude gelegene Haus der Rue „de Vaugirard."

„Am folgenden Tage begab man sich sehr früh in die „Nähe des Wirthshauses der Rue de la Harpe, denn die „Stunde der am vorigen Tage dem Einäugigen von Agri=„kol Baudoin bestimmten Zusammenkunft war nicht bekannt. „Man wartete bis halb zwei Uhr; da endlich erschien der „Schmied."

„Aus Besorgniß bemerkt zu werden, hatte man sich „beinahe unerkennbar gemacht, und konnte daher, wie Tags „zuvor ins Wirthshaus gehen, und sich, ohne Argwohn zu „erregen, ziemlich nahe an den Tisch setzen, wo der Schmied „Platz genommen. Bald darauf kam der einäugige Mann „und brachte ihm einen schwarz gesiegelten Brief."

„Beim Anblick dieses Briefes schien Agrikol so gerührt, „daß man deutlich eine Thräne auf seinen Schnurrbart „herabfallen sah, noch ehe er den Brief gelesen hatte."

„Der Inhalt war ganz kurz, denn der Schmied brauchte „keine zwei Minuten, um ihn durchzulesen! Dennoch schien „er so zufrieden, so erfreut darüber, daß er vergnügt von „der Bank aufsprang und dem Einäugigen herzlich die Hand

„drückte. Dann schien er ihn inständig um etwas zu bitten; „was dieser aber ablehnte. Endlich schien er einzuwilligen „und Beide verließen das Wirthshaus.“

„Man folgte ihnen von Weitem. Der Einäugige ging „wie Tages vorher in das bereits bezeichnete Haus der Rue „de Vaugirard. Agrikol, der ihn bis an die Thür begleitet „hatte, schlich noch lange nachher um die Mauern herum und „schien die Localität zu studiren. Von Zeit zu Zeit machte „er sich Notizen in seiner Schreibtafel.

„Dann begab sich der Schmied eiligst nach dem Place „de l'Odeon, wo er ein Cabriolet nahm. Man that ein „Gleiches und folgte ihm; er begab sich nach der Rue d'An- „jou zu Fräulein von Cardoville.“

„Ein glücklicher Zufall wollte, daß grade in dem Au- „genblick, als Agrikol Baudoin in das Hôtel einfuhr, ein „Wagen des Fräulein von Cardoville herauskam. Der „Stallmeister des Fräuleins saß mit einem Menschen darin, „der sehr ordinair aussah, schlecht gekleidet ging und sehr „bleich war.“

„Da dieser seltsame Zufall einige Beachtung verdiente, „verlor man den Wagen nicht aus den Augen. — Er fuhr „direct nach der Polizeipräfectur.

„Der Stallmeister des Fräulein von Cardoville stieg „mit dem ordinair aussehenden Menschen aus dem Wagen „und Beide traten in das Bureau der Sicherheitsbeamten. „Nach einer halben Stunde kam der Stallmeister des Fräu- „leins allein wieder heraus, stieg in den Wagen und ließ „sich nach dem Justizpallast fahren, wo er sich in's Bureau „des Staatsanwalt's begab. Dort blieb er auch ungefähr

„eine halbe Stunde und kehrte nach der Rue d'Anjou in's „Hôtel des Fräulein von Cardoville zurück."

„Aus ganz sicherer Quelle erfuhr man, daß an dem„selben Tage gegen acht Uhr Abends die Herren von Or„messon und Bulbelle, zwei ausgezeichnete Advokaten, nebst „dem Untersuchungsrichter, der die Beschwerde wegen Ein„sperrung annahm, als Fräulein von Cardoville im Hause „des Doktor Baleinier festgehalten wurd, mit diesem Fräu„lein eine Unterredung im Hôtel Cardoville hatten, die bis „gegen Mitternacht dauerte und wobei auch Agrikol sowie „zwei andere Arbeiter aus Herrn Hardy's Fabrik zugegen „waren."

„Heute begab sich Prinz Djalma zum Marschall Si„mon, wo er viertehalb Stunden blieb. Hierauf begaben „sich der Marschall und der Prinz höchst wahrscheinlich zum „Fräulein von Cardoville, denn ihr Wagen blieb am Thor „des Hôtel's der Rue d'Anjou halten. — Ein unvorher„gesehener Umstand hinderte an Vervollständigung dieser letz„teren Nachricht."

„Eben erfährt man, daß ein Verhaftbefehl gegen „einen gewissen Leonard erlassen ist: das ehemalige Facto„tum des Baron Tripeaud. Dieser Leonard steht im Ver„dacht, der Anstifter des Brandes in der Fabrik des Herrn „François Hardy gewesen zu sein. Agrikol Baudoin und „zwei seiner Genossen haben einen Mann bezeichnet, der „auffallende Aehnlichkeit mit diesem Leonard hat."

„Aus diesem Allen geht augenscheinlich hervor, daß das „Hôtel Cardoville seit einigen Tagen der Mittelpunkt ist,

„von dem die thätigsten und vielfachsten Schritte ausgehen, „die sich stets um den Marschall Simon, dessen Töchter und „François Hardy zu drehen scheinen, und deren unermüd„lichsten, ja, wie zu fürchten steht, auch gefährlichsten Werk„zeuge: Fräulein von Cardoville, der Abbé Gabriel und „Agrikol Baudoin ist.“ . . . .

. . . .

Stellt man diese Nachricht mit den übrigen Mittheilungen zusammen und erinnert man sich der früheren Vorgänge, so ergeben sich daraus gefährliche Entdeckungen gegen die Jesuiten.

Agrikol Baudoin hatte sich mit Herrn Hardy in Verbindung gesetzt, und die Justiz war den Urhebern und Anstiftern der Emeute auf der Spur, welche die Fabrik des Concurrenten vom Baron Tripeaud verwüstet und in Brand gesteckt hatten.

Daß Fräulein von Cardoville eine Zusammenkunft mit dem Prinzen Djalma gehabt habe, schien fast gewiß.

Diese Fülle von Thatsachen bewieß nur zu deutlich, daß Fräulein von Cardoville, getreu ihrer Drohung gegen Rodin, als die doppelte Verrätherei des ehrwürdigen Vaters an den Tag gekommen war, sich eifrig damit beschäftigte, die zerstreuten Mitglieder ihrer Familie um sich zu versammeln, um sie zu Verbündeten gegen den gefährlichen Feind zu machen, dessen nichtswürdige Pläne, wenn sie auf diese Weise entlarvt und bekämpft wurden, gar keine Aussicht zum Gelingen mehr haben konnten.

Man wird jetzt auch einsehen, welchen niederschmet-

ternden Eindruck diese Mittheilung auf den Abbé von Aigrigny und auf Rodin machen mußte, ... besonders auf Rodin, der im Todeskampf, an's Krankenlager gefesselt, ohnmächtig war, und sein mühsam erbautes Gebäude stückweise in Trümmer zerfallen sah.

Vierzehntes Kapitel.

Die Operation.

Wir enthalten uns, Rodin's Mienen, Haltung und Gebehrden zu schildern, während die Mittheilung vorgelesen wurde, die seine so lange genährten Hoffnungen zu vernichten schien. Alles ging ihm auf einmal verloren und grade in dem Augenblick, als eine beinahe übermenschliche Zuversicht auf das Gelingen seiner Pläne ihm Kraft genug verlieh, seine Krankheit noch einmal zu bemeistern. Kaum einem schrecklichen Todeskampf entgangen, hatte er nur immer den einen, ihn nie verlassenden, verzehrenden Gedanken, der ihn fast bis zum Wahnsinn trieb: welche gute oder schlechte Fortschritte die für ihn so unendlich wichtige Angelegenheit während seines Krankseins gemacht habe? Gleich zuerst brachte man ihm eine gute Nachricht: Jacques' Tod; allein der daraus entspringende Vortheil, wodurch die Anzahl der Rennepont'schen Erben von sieben auf sechs vermindert war,

wurden bald vernichtet. — Was nützte dieser Tod, da diese zerstreute und mit so teuflischer Beharrlichkeit verfolgte Familie sich vereinigte, nachdem sie endlich ihre Feinde kennen gelernt, unter deren versteckten Ränken sie so lange gelitten hatte? — Wenn diese verwundeten, gedrückten, zermalmten Herzen sich sämmtlich gegenseitig anschlossen, trösteten, aufklärten und einander kräftig Beistand leisteten, war ihre Sache gewonnen, und die unermeßliche Erbschaft entging den Jesuiten.

Was war da zu thun?

Seltsame Macht des menschlichen Willens! Rodin steht schon mit einem Fuß im Grabe; er liegt fast in den letzten Zügen; seine Stimme ist erloschen und dennoch verzweifelt dieser hartnäckige, an Erfindungsmitteln so reiche Kopf noch nicht. — Erhielte er heute durch ein Wunder die Gesundheit zurück, so sagt ihm der unerschütterliche Glauben an das Gelingen seiner Pläne, der ihm bereits die Kraft gegeben, gegen eine Krankheit anzukämpfen, der so mancher Andere unterlegen wäre... dieser Glaube sagt ihm, daß er noch Allem vorbeugen könnte... aber er braucht dazu — Gesundheit und Leben.

Gesundheit ... Leben ... Und sein Arzt weiß nicht, ob er so viel Aufregungen überleben wird oder nicht... ob er noch die Kraft hat, eine furchtbare Operation auszuhalten ... Gesundheit ... Leben ... Und eben noch hörte Rodin von einem feierlichen Begräbniß sprechen, das man ihm zu Ehren veranstalten wollte....

Wohlan!... Gesundheit ... Leben! Sie müssen ihm werden: so glaubt er....

Ja... bis dahin hat er leben wollen... und er hat gelebt!... Warum sollte er nicht auch länger leben?...

Er wird am Leben bleiben!... denn er will es!...

Alles dies dachte Rodin in Zeit einer Secunde.

In seinen von dieser moralischen Marter ganz verzerrten Gesichtszügen, mußte der Ausdruck derselben seltsam erscheinen, denn der Abbé von Aigrigny und der Cardinal blickten ihn stumm und staunend an.

Als Rodin einmal entschlossen war, zu leben, um einen verzweifelten Kampf gegen die Familie Rennepont zu führen, verfuhr er auch demgemäß. — In der That erschien dem Cardinal und dem Abbé einige Minuten lang Alles wie ein Traum.

Durch eine Willenskraft von unerhörter Energie und einer Elasticität des Geistes erregt, sprang Rodin aus seinem Bett heraus, indem er ein Laken mitfaßte, das wie ein Leichentuch hinter diesem gräulichen, abgezehrten Körper nachschleppte.... Das Zimmer war kühl, das Gesicht des Jesuiten triefte vor Schweiß; seine nackten, knochigen Füße ließen eine feuchte Spur auf dem Boden zurück.

— Unglücklicher ... was beginnen Sie?... Sie holen sich den Tod! — rief der Abbé von Aigrigny und eilte Rodin nach, um ihn zu zwingen, sich wieder in's Bett zu legen.

Dieser aber streckte ihnen einen seiner skelettartigen Arme wie Eisen entgegen und stieß den Abbé mit einer Kraft zurück, die bei dem aufgelösten Zustande, in dem er sich längst schon befand, unbegreiflich war.

— Er hat die Kraft wie ein Epileptischer während des Anfalls — sagte der Abbé.

Mit festem Schritt ging Rodin an den Schreibtisch, wo sich Alles befand, was der Doktor Baleinier täglich zum Schreiben seiner Recepte nöthig hatte. Der Jesuit setzte sich an diesen Tisch, nahm Feder und Papier und begann mit fester sichrer Hand zu schreiben.

Seine entschiedene, langsame, ruhige Bewegung hatte etwas von dem wohlüberlegten Maaße, wie man es bei Nachtwandlern bemerkt.

Stumm, regungslos, nicht wissend, ob sie träumten oder wachten, standen der Cardinal und der Abbé von Aigrigny da und waren außer sich über die unglaubliche Kaltblütigkeit Rodin's, der halbnackt ganz ruhig fortschrieb.

Endlich trat der Abbé von Aigrigny zu ihm heran und sagte:

— Aber, ehrwürdiger Vater... Ihr Beginnen ist thöricht...

Rodin zuckte mit den Achseln, drehte den Kopf zu ihm hin und winkte ihm näher zu kommen, um zu lesen, was er eben geschrieben.

In der Erwartung, tolle Phrasen eines Wahnsinnigen zu finden, nahm der Abbé von Aigrigny das Papier, während Rodin begann auf einem andern Blatte zu schreiben.

— Monsignore! — rief der Abbé von Aigrigny. — Lesen Sie!...

Der Cardinal las, staunte ebenfalls wie der Abbé, gab es diesem dann wieder zurück und sagte:

— Das ist ganz vernünftig, geschickt und geistreich;

auf diese Weise wird das Zusammenwirken des Abbé Gabriel und des Fräulein von Cardoville, die in der That die gefährlichsten Mitglieder des Bundes zu sein scheinen, neutralisirt.

— Wahrhaftig: es ist wunderbar! — sagte der Abbé von Aigrigny.

— O, lieber Abbé! — bemerkte leise der Cardinal, betroffen über diese Worte des Jesuiten, und bedauernd den Kopf schüttelnd — wie Schade, daß wir allein Zeugen dieses Vorgangs sind! Welch' ein vortreffliches Wunder hätte daraus gemacht werden können! — Ein Mensch in den letzten Zügen... der plötzlich so umgewandelt ist!... Auf geschickte Art dargestellt... würde es beinahe an Lazarus reichen.

— Ein herrlicher Gedanke, Monsignore — sagte der Abbé von Aigrigny halblaut, trefflich!... das darf noch nicht aufgegeben werden.... Es ist so annehmbar und...

Rodin unterbrach die kleine unschuldige Wunderintrigue. Er drehte den Kopf um, winkte dem Abbé von Aigrigny näher zu treten und übergab ihm ein anderes Blatt nebst einem kleinen Zettelchen, auf dem die Worte standen:

„Ist binnen einer Stunde in Ausführung zu bringen."

Der Abbé von Aigrigny las rasch die neue Mittheilung und rief aus:

— Ja! das ist wahr .. daran hatte ich nicht gedacht! ... Auf diese Weise kann Agrikol Baudoin's Correspondenz mit Herrn Hardy, statt verderblich zu werden, die be-

sten Folgen haben. Wahrhaftig — fügte der Abbé, den Cardinal näher betrachtend, mit leiser Stimme hinzu, während Rodin weiter schrieb. — Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll... Ich sehe... ich lese... und kann doch kaum meinen Augen trauen.... Eben noch kraftlos, dem Tode nahe, und jetzt so hellen scharfblickenden Geistes wie nur je! — Sind wir denn Zeuge eines somnambulen Anfalles, in dem die Seele allein thätig ist und den Körper regiert?

Plötzlich ging die Thür auf und Doktor Baleinier trat rasch herein.

Als der Arzt Rodin halb nackt, mit bloßen Füßen am Schreibtisch sitzen sah, rief er erschreckt und im Tone des Vorwurfs:

— Aber Monsignore... aber Herr Abbé... das ist ja ein Mord, den Unglücklichen in solchem Zustande dort sitzen zu lassen... Hat er einen hitzigen Fieberanfall, muß man ihn an's Bett binden und die Zwangsjacke anlegen.

Der Doktor trat bei diesen Worten auf Rodin zu und ergriff ihn am Arm. Er vermuthete eine trockene, eiskalte Haut zu finden: sie war indeß geschmeidig und fast feucht.

Ganz erstaunt griff der Arzt nach dem Pulse. Rodin überließ ihm die linke Hand, fuhr aber fort mit der rechten Hand zu schreiben.

— Wunder über Wunder! — rief Doktor Baleinier, Rodin's Pulsschläge zählend. Seit acht Tagen und noch heute früh war der Puls lebhaft, unregelmäßig, fast unmerklich und jetzt hebt er sich und wird regelmäßig.... das begreif' ich nicht!... Was ist denn vorgefallen....

Ich traue kaum meinen eigenen Sinnen. Bei diesen Worten wandte er sich fragend an den Cardinal und den Abbé von Aigrigny.

— Der ehrwürdige Vater — antwortete der Abbé von Aigrigny — verlor erst die Stimme, dann wurde er, in Folge trauriger Nachrichten, von einer so heftigen, wüthenden Verzweiflung erpackt, daß wir einen Augenblick für sein Leben fürchteten — während der ehrwürdige Vater dagegen die Kraft besaß, an diesen Schreibtisch zu gehen, wo er seit zehn Minuten mit so hellem Verstande, in so bestimmten Ausdrücken schreibt, daß Monsignore und ich ganz erstaunt darüber sind.

— Es leidet keinen Zweifel! — sagte der Arzt — der heftige Anfall von Verzweiflung hat eine lebhafte Aufregung in ihm hervorgerufen, wodurch die entgegenwirkende Krisis, die ich jetzt durch die Operation zu erlangen fast sicher bin, ganz prächtig vorbereitet ist.

— Haben Sie denn noch die Absicht, diese Operation vorzunehmen? — fragte der Abbé von Aigrigny leise den Doktor, während Rodin fortfuhr zu schreiben.

— Heut früh hätte ich noch Bedenken tragen können, da er aber jetzt so gestimmt ist ... will ich augenblicklich diese Ueberreizung benutzen ... auf die wahrscheinlich eine große Ermattung folgen wird.

— Also — sagte der Cardinal — ohne die Operation.

— Schlägt diese glückliche, unverhoffte Krisis fehl ... ja, die Reaction kann ihn sogar tödten, Monsignore.

— Haben Sie ihn denn von der Gefährlichkeit der Operation in Kenntniß gesetzt?

— So ziemlich ... Monsignore.

— Aber dann wäre es Zeit ... ihn zur Einwilligung zu bewegen.

— Darum kam ich eben her, Monsignore — antwortete Doctor Baleinier.

Und der Arzt trat zu Rodin, der fortwährend schreibend und nachdenkend von dieser mit leiser Stimme geführten Unterhaltung nichts gehört hatte und sagte zu ihm:

— Ehrwürdiger Vater, wollen Sie in acht Tagen wieder auf den Beinen sein?

Rodin machte ein zuversichtliches Zeichen, als wollte er sagen:

— Ich bin ja schon auf den Beinen.

— Täuschen Sie sich nicht — antwortete der Arzt. — Diese Krisis ist vortrefflich, wird aber nicht lange anhalten, und wenn wir sie nicht benutzen, um augenblicklich zur Operation zu schreiten ... auf die ich schon einige Mal hindeutete ... wahrhaftig! ... ich sag's Ihnen frei heraus ... kann ich nach einer solchen Aufregung ... für nichts einstehen.

Rodin ward von dieser Aeußerung um so mehr betroffen, da er erst vor einer halben Stunde erfahren, von wie kurzer Dauer das momentane Besserbefinden gewesen, welches durch die gute Nachricht des Abbé von Aigrigny hervorgerufen war; er fühlte auch bereits jetzt schon wieder eine stärkere Brustbeklemmung.

Um den Kranken, den er unentschlossen wähnte, zu bewegen, fügte Doktor Baleinier hinzu:

— Mit Einem Worte, ehrwürdiger Vater: wollen Sie am Leben bleiben oder nicht?

Rodin schrieb rasch folgende Worte, die er dem Arzte überreichte:

„Um am Leben zu bleiben ... lasse ich mir „Arme und Beine abnehmen ... Ich bin zu Allem „bereit."

Und er wollte aufstehen.

— Nicht um Sie ängstlich zu machen, sondern damit Ihre Standhaftigkeit vorbereitet sei — fuhr Doktor Baleinier fort — muß ich Ihnen noch sagen, daß die Operation äußerst schmerzhaft ist.

Rodin zuckte die Achseln und schrieb mit fester Hand.

„Lassen Sie mir nur den Kopf ... das Ue„rige mögen Sie nehmen."

Der Arzt las diese Worte laut; staunend über einen so unbeugsamen Muth blickten der Cardinal und der Abbé von Aigrigny sich gegenseitig an.

— Ehrwürdiger Vater — sagte Doktor Baleinier — dann werden Sie sich wieder in's Bett legen müssen.

Rodin schrieb:

„Machen Sie Alles fertig ... ich habe höchst „dringende Befehle zu schreiben ... sagen Sie „mir's im letzten Augenblick."

— Hierauf faltete er einen Brief zusammen, versiegelte ihn mit einer Oblate, winkte dem Abbé von Aigrigny, auf das zu achten, was er schreibe und schrieb:

„Schicken Sie sofort dieses Billet an den

„Agenten, der den anonymen Brief an den Mar-
„schall Simon gerichtet hat.“

— Ich werde sogleich einen sichern Boten dazu beauftragen — antwortete der Abbé von Aigrigny.

— Ehrwürdiger Vater — sagte Doktor Baleinier zu Rodin — wenn Sie durchaus schreiben wollen... so legen Sie sich wenigstens zu Bett... Sie können da schreiben, während wir unsre kleinen Vorbereitungen treffen.

Rodin nickte zustimmend und stand auf.

Allein das Prognostikon des Arztes bestätigte sich schon. — Der Jesuit vermochte sich kaum eine Secunde aufrecht zu erhalten und sank wieder auf den Stuhl zurück... Nun sah er ängstlich den Doktor Baleinier an, denn sein Athemholen ward immer beschwerlicher.

Um ihn zu beruhigen, sagte der Arzt:

— Sein Sie außer Sorgen... Wir müssen uns aber beeilen... Stützen Sie sich auf mich und den Herrn Abbé.

Von beiden geführt, gelangte Rodin wieder in sein Bett. — Nachdem er sich darin aufrecht gesetzt hatte, deutete er auf das Schreibzeug hin. — Man brachte ihm dasselbe und Papier; ein Spucknapf diente als Pult; er schrieb auf dem Kamin fort, hielt aber von Zeit zu Zeit inne und holte mühsam Athem, als ob er fast ersticke. Was um ihn her vorging, beachtete er nicht.

— Ehrwürdiger Vater — sagte Doktor Baleinier zum Abbé von Aigrigny — wollen Sie mir einen Gehülfen ersetzen und mich bei der vorhabenden Operation unterstützen? ... haben Sie die Festigkeit dazu?

— Nein — antwortete der Abbé von Aigrigny —

Bei der Armee habe ich niemals eine Amputation mit ansehen können; wenn ich Blut sehe, wird mir ganz übel.

— Blut wird hier nicht vergossen — antwortete der Arzt — sonst aber ist es noch ärger.... Schicken Sie mir gefälligst drei unserer ehrwürdigen Väter; sie werden mir wohl als Gehülfen dienen. Haben Sie auch die Güte, Herrn Rousselet zu bitten, mit seinen Apparaten hierher zu kommen.

Der Abbé von Aigrigny ging hinaus.

Der Cardinal näherte sich dem Doktor Baleinier, und auf Rodin zeigend, fragte er leise:

— Ist er ganz außer Gefahr?

— Wenn er die Operation übersteht: ja! Monsignore.

— Und... glauben Sie, daß er sie überstehen wird?

— Ihm würde ich antworten: Ja... Ihnen, Monsignore sage ich: Wir wollen es hoffen.

— Und wenn er stirbt, wird so viel Zeit bleiben, ihm die Sterbesacramente öffentlich und mit einigem Glanz zu reichen... was freilich etwas Aufenthalt verursacht?

— Wahrscheinlich dauert sein Todeskampf mindestens ... eine Viertelstunde, Monsignore.

— Das ist wenig... aber man wird sich damit begnügen müssen — sagte der Cardinal. Hierauf trat er an's Fenster und trommelte harmlos mit den Fingern auf den Scheiben, während er an die Lichteffecte des Katafalk's dachte, den er Rodin errichtet zu sehen, so lebhaft wünschte.

In diesem Augenblick trat Herr Rousselet ein. Er hatte eine große viereckige Schachtel unter'm Arm, ging damit an eine Commode und legte seine Apparate auf dem Tische zurecht.

— Wie viel haben Sie präparirt? — fragte ihn Doktor Baleinier.

— Sechs.

— Vier werden hinreichend sein; es ist aber zur Vorsicht besser — die Baumwolle ist doch nicht zu sehr gedrückt?

— Hier ist sie.

— Gut.

— Wie befindet sich denn der ehrwürdige Vater? — fragte der Famulus.

— So, so — antwortete Doktor Baleinier leise — die Brust ist furchtbar beklemmt, das Athemholen pfeifend ... er kann noch immer nicht sprechen ... aber am Ende ist es doch möglich ...

— Ich fürchte nur, daß der ehrwürdige Vater sich einem so gräßlichen Schmerze nicht unterwerfen wird.

— Das ist auch möglich ... Indeß in solcher Lage muß man Alles wagen ... Also ... zünden Sie einen Wachsstock an ... ich höre unsre Gehülfen kommen.

In der That traten gleich darauf mit dem Abbé von Aigrigny die drei Geistlichen in's Zimmer, die am Morgen im Garten des Hauses der Rue de Vaugirard spazieren gegangen waren; die beiden ältern, mit dem gerötheten und vollen Gesicht, der jüngere mit der ascetischen Miene, alle drei wie gewöhnlich gekleidet, mit viereckigen Mützen und weißen Halskragen, übrigens vollkommen geneigt, dem Doktor Baleinier bei der schrecklichen Operation beizustehen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Marter.

Ehrwürdige Väter — sagte Doktor Baleinier verbindlich zu den drei Geistlichen — ich danke Ihnen sehr für Ihre Bereitwilligkeit.... Was Sie zu thun haben ist ganz einfach und mit Gottes Hülfe wird diese Operation unsern lieben ehrwürdigen Vater Rodin retten.

Die drei Schwarzröcke erhoben salbungsvoll die Augen gen Himmel und verneigten sich Alle so regelmäßig wie Einer.

Rodin hatte sich um Alles, was um ihn her geschah, nicht bekümmert, sondern ununterbrochen geschrieben und nachgedacht.... Trotz dieser scheinbaren Ruhe hatte er doch von Zeit zu Zeit solche Brustbeklemmungen bekommen, daß der Doktor Baleinier sich besorgt umsah, als er das dumpfe Pfeifen vernahm, welches aus der Kehle seines Kranken hervordrang. Endlich winkte der Arzt Herrn Rousselet und sagte zu Rodin:

— Nun, ehrwürdiger Vater ... der Augenblick ist gekommen ... fassen Sie Muth.

In den Mienen des Jesuiten zeigte sich keine Spur von Furcht; sein Gesicht blieb unbeweglich wie ein Leichenantlitz; nur seine kleinen Schlangenaugen blitzten noch stärker in ihren tiefen Höhlen. Einen Augenblick sah er alle Anwesenden mit großer Ruhe an, dann nahm er die Feder zwischen die Zähne, faltete und versiegelte ein zweites Billet, legte es auf den Nachttisch und gab nun dem Doktor Baleinier ein Zeichen, das zu sagen schien:

— Ich bin bereit.

— Zunächst würden Sie Ihre wollene Jacke und Ihr Hemd ausziehen müssen, ehrwürdiger Vater.

War es Schaam oder Verschämtheit: Rodin zauderte einen Augenblick ... dann als der Arzt wieder anhob: Ehrwürdiger Vater ... es ist durchaus nothwendig ... gehorchte Rodin, aufrecht sitzen bleibend ... Doktor Baleinier half ihm und wahrscheinlich um die besorgte Verschämtheit des Kranken zu beruhigen, fügte er hinzu:

— Wir brauchen durchaus nichts weiter, als die linke und rechte Seite Ihrer Brust, ehrwürdiger Vater.

Rodin lag nun auf dem Rücken und, immer noch mit der schwarzen, fettigen, seidenen Mütze auf dem Kopf, zeigte er die vordere Seite eines fahlen, bläulichen Rumpfes, oder vielmehr den Knochenbau eines Skelett's, denn der Schatten, den die schroff hervortretenden Kanten der Rippen und Bänder warfen, umgab die Haut mit tiefen, schwarzen Streifen. Die Arme hatten Aehnlichkeit mit dicken Stricken umwickelten und mit Pergament überzogenen Knochen, so stark

war das Hervortreten der Knochen und Adern durch die Abmagerung.

— Nun, Herr Rousselet ... die Apparate — rief Doktor Baleinier; dann sagte er zu den drei Geistlichen.

— Treten Sie näher, meine Herren ... wie ich Ihnen sagte ... es ist sehr einfach, was sie zu thun haben ... Sie werden es gleich sehen.

Und Doktor Baleinier machte sich an die Ausführung.

Es war wirklich sehr einfach.

Der Doktor übergab einem jeden seiner vier Gehülfen einen kleinen Dreifuß aus Stahl, ungefähr zwei Zoll im Durchmesser und drei Zoll Höhe.. Die Rundung in der Mitte des Dreifußes war mit dichtgelegter Baumwolle angefüllt. Mit der linken Hand wurde dies Instrument an einem hölzernen Stiel gehalten.

In die rechte Hand bekam jeder Gehülfe eine kleine blecherne Röhre von achtzehn Zoll Länge, an deren einem Ende ein Mundstück für die Gehülfen angebracht war, während das andere Ende gebogen war, so daß es wie ein Deckel auf den kleinen Dreifuß gesetzt werden konnte.

Diese Vorbereitungen hatten nichts Peinliches. Der Abbé von Aigrigny und der Cardinal, die aus der Ferne zusahen, begriffen nicht, daß diese Operation so schmerzhaft sein könne.

Bald wurde es ihnen jedoch klar.

Doktor Baleinier ließ die Gehülfen, nachdem er sie so ausgerüstet hatte, Rodin näher treten, dessen Bett mitten in das Zimmer gestellt worden war.

Zwei Gehülfen traten auf die eine Seite, die andern beiden auf die andere Seite.

— Nun, meine Herren — sagte Doktor Baleinier — zünden Sie die Baumwolle an... legen Sie den brennenden Theil mittelst des Dreifußes Sr. Ehrwürden auf die Haut... stellen Sie den gebogenen Theil der Röhre auf den Dreifuß und blasen Sie durch das Mundstück des andern Endes das Feuer an... Sie sehen, es ist ganz einfach.

Und wahrlich! es war patriarchalisch einfach und sinnreich.

Vier brennende Baumwollendochte wurden dergestalt, daß sie nur langsam wirkten, Rodin von beiden Seiten an die Brust gehalten.

Im gewöhnlichen Leben nennt man diese Operation Moxa. Sie ist beendet, sobald die Haut in ihrer ganzen Dicke auf diese Weise langsam durchgebrannt ist... Es dauert nur sieben bis acht Minuten... der Schmerz bei einer Amputation soll im Vergleich hiermit nur Spielerei sein.

Rodin hatte den Vorbereitungen zu dieser Operation mit unerschütterlicher Ruhe zugesehen, sobald ihn aber die vier brennenden Dochte berührten, fuhr er empor und wand sich wie eine Schlange, ohne jedoch einen Laut von sich geben zu können, denn er war stumm. Er vermochte nicht einmal seinen Schmerz zu äußern.

Bei der plötzlichen Bewegung Rodin's waren den vier Gehülfen die Apparate nothwendig verrückt worden. Es mußte von neuem begonnen werden.

— Nur Muth, ehrwürdiger Vater... Widmen Sie diese Leiden dem Herrn... er wird sie wohlgefällig aufnehmen — sagte Doktor Baleinier mit heuchlerischem Tone

— ich sagte es Ihnen vorher... diese Operation ist sehr schmerzhaft, aber auch eben so heilsam. Bestimmt Sie das nicht zu Allem?... Nun denn... bisher haben Sie so viel Entschlossenheit gezeigt, lassen Sie es auch jetzt im entscheidenden Augenblick nicht daran fehlen.

Durch den Schmerz von der ersten Erregung überwältigt, hatte Rodin die Augen geschlossen; jetzt machte er sie wieder weit auf und sah den Arzt fast mit Beschämung an, daß er sich so schwach gezeigt habe.

Und doch sah man bereits an der Brust rechts und links vier breite blutrothe Brandflecken ... so scharf und tief war das Feuer eingedrungen,

In dem Augenblicke, als er sich wieder auf seinem Schmerzenslager zurecht legen wollte, zeigte er nach dem Schreibzeuge und deutete an, daß er schreiben wolle.

Diesen Wunsch konnte man ihm gestatten.

Der Arzt hielt ihm den Spucknapf hin und Rodin schrieb gleichsam aus dem Gedächtnisse Folgendes:

„Es ist besser, gar keine Zeit zu verlieren...
„Lassen Sie sogleich den Baron Tripeaud von dem
„Verhaftsbefehl gegen sein Factotum Leonard in
„Kenntniß setzen, damit er seine Maaßregeln da-
„nach treffen kann."

Nachdem der Jesuit diese Zeilen geschrieben hatte, gab er sie dem Doktor Baleinier und winkte ihm, dieselben dem Abbé von Aigrigny einzuhändigen. Dieser, über eine solche Geistesgegenwart unter so fürchterlichen Schmerzen eben so betroffen wie der Doktor Baleinier und der Cardinal, stand einen Augenblick starr vor Staunen. Rodin blickte ihn un-

geduldig an und schien darauf zu warten, daß er hinausgehe und seinen Befehl vollziehe.

Der Arzt errieth Rodin's Gedanken und sagte dem Abbé von Aigrigny ein Wort, worauf dieser sich entfernte.

— Nun, ehrwürdiger Vater — sagte der Arzt zu Rodin — wir müssen noch einmal beginnen. Aber liegen Sie jetzt ruhig: Sie wissen ja Bescheid.

Rodin antwortete nicht, faltete beide Hände über dem Kopfe, bot seine Brust dar und schloß die Augen.

Es war ein seltsamer, unheimlicher, beinahe phantastischer Anblick.

Die drei Priester, in lange schwarze Röcke gekleidet, hingebeugt über den fast zum Skelett gewordenen Körper, mit den Lippen an den Röhren hängend, die bis zur Brust des Kranken reichten, schienen ihm das Blut auszusaugen, oder ihn mit einem Zauber zu umschlingen.

Ein widriger, scharfer Geruch nach verbranntem Fleisch begann sich in dem stillen Zimmer zu verbreiten... und jeder Gehülfe vernahm unter dem rauchenden Dreifuß ein leichtes Knistern... Es war Rodin's Haut, die unter der Einwirkung des Feuers brach und an vier verschiedenen Stellen auf seiner Brust zerplatzte.

Von seinem bleichen Gesichte rann der Schweiß herab und machte es glänzend; an seinen Schläfen klebten einzelne graue, feuchte und steife Haarlocken. Seine krampfhaften Bewegungen waren so gewaltig, daß auf seinen starren Armen die Venen manchmal anschwollen und sich dehnten wie Stricke, die reißen wollen.

All' den Muth und die Kraft diese furchtbaren Qua-

len mit der unerschrockenen Hingebung eines Wilden, für den der Ruhm in Nichtachtung des Schmerzes besteht, zu ertragen, schöpfte Rodin aus der Hoffnung ... fast möchten wir sagen ... aus der Gewißheit: am Leben zu bleiben. So eisern war dieser unbeugsame Charakter, so gewaltig dieser energische Geist, daß er selbst unter dieser unerhörten Pein seine fixe Idee nicht aufgab.

In den wenigen Pausen, wo der, selbst bei dieser Heftigkeit oft ungleiche Schmerz etwas nachließ, dachte Rodin an die Rennepont'sche Angelegenheit, berechnete er die Wahrscheinlichkeiten und ersann er die raschesten Hülfsmittel, da er wohl fühlte, daß keine Minute zu verlieren sei.

Dokter Baleinier wandte kein Auge von ihm und beobachtete mit größter Aufmerksamkeit sowohl die Folgen des Schmerzes, als die heilsame Rückwirkung desselben auf den Kranken, der in der That bereits etwas freier zu athmen schien.

Plötzlich schlug sich Rodin mit der Hand an die Stirn, als ob ihm auf einmal etwas einfalle. Rasch drehte er den Kopf zum Doktor Baleinier hin und ersuchte ihn durch Zeichen, die Operation einen Augenblick einzustellen.

— Die Operation, ehrwürdiger Vater, ist bereits mehr als zur Hälfte beendigt — antwortete der Arzt — Wenn man sie unterbricht, wird der abermalige Beginn Ihnen weit schmerzhafter scheinen.

Rodin machte ein Zeichen, daß ihm das ganz gleich sei, er aber schreiben wolle.

— Meine Herren ... halten Sie einen Augenblick inne

— sagte Doktor Baleinier — Nehmen Sie die Moxas nicht fort . . . aber blasen Sie nicht mehr das Feuer an.

Also statt lebhaft, sollte das Feuer ruhig auf der Haut des Kranken fortbrennen.

Trotz dieses minder gräßlichen, aber immer noch quälenden, stechenden Schmerzes, schickte sich Rodin zum Schreiben an. Seine Lage nöthigte ihn, den Spucknapf in die linke Hand zu nehmen, ihn vor seine Augen zu halten und mit der rechten Hand fast von unten nach oben zu schreiben.

Zuerst zeichnete er auf ein Blättchen für sich eigends eingerichtete Chiffern, um geheime Dinge zu notiren. Vor wenig Augenblicken war ihm plötzlich unter den Martern ein prächtiger Gedanke in den Sinn gekommen. Er hielt ihn für so gut, daß er ihn gleich notirte, da er fürchtete, ihn unter den Schmerzen zu vergessen.

Obwohl Rodin mehrmals anhalten mußte, da seine Haut zwar weniger aber doch immer noch brannte, fuhr er doch fort zu schreiben und brachte auf ein anderes Blatt folgende Zeilen zu Papier, die auf seinen Wink sogleich dem Abbé von Aigrigny eingehändigt wurden:

„Schicken Sie sofort B. zu Faringhea, von „dem er eine Mittheilung über die Vorgänge der „letzten Tage in Bezug auf den Prinzen Djalma „erhalten wird. Mit diesen Nachrichten soll B. „dann sogleich wieder hierher kommen.“

Der Abbé von Aigrigny eilte hinaus, um auch diesen Befehl zu ertheilen. Der Cardinal trat dem Schauplatz der Operation etwas näher; denn trotz des ekelhaften Geruchs im Zimmer gefiel es ihm sehr, den Jesuiten stückweise

braten zu sehen, da er die Rachsucht eines italienischen Priesters gegen ihn nährte.

— Nun, ehrwürdiger Vater — sagte Doktor Baleinier zu Rodin — fahren Sie fort, diesen bewunderungswürdigen Muth zu bewähren. Ihre Brust wird freier... Sie haben noch einen schweren Augenblick zu überstehen... dann aber ist das Beste zu hoffen.

Der Kranke legte sich wieder zurecht.... Als der Abbé von Aigrigny in's Zimmer trat, richtete Rodin einen fragenden Blick auf ihn, den dieser mit bejahender Gebehrde erwiederte.

Auf ein Zeichen des Arztes setzten die vier Gehülfen ihren Mund an die Röhren und fingen an wieder lebhaft das Feuer anzufachen.

Die Verstärkung der Marter war so gräßlich, daß Rodin trotz seiner Willensstärke die Zähne fast bis zum Zerspringen zusammenkniff, eine krampfhafte Zuckung machte und seine unter der Flamme bebende Brust so lange aufblies, bis sich endlich unter heftigen Zuckungen ein furchtbarer Schmerzensschrei seinen Lungen entpreßte, der aber frei und hell tönte.

— Die Brust ist frei geworden! — rief Doktor Baleinier triumphirend — Er ist gerettet!... die Lungen verrichten ihre Function... die Stimme ist wiedergekehrt... Blasen Sie, meine Herren, blasen Sie tüchtig!... Und Sie, ehrwürdiger Vater — sagte er vergnügt zu Rodin — wenn Sie können, so schreien Sie... heulen Sie... thun Sie sich keinen Zwang an... Mir gewährt es Entzücken und Sie werden Erleichterung davon spüren... Jetzt nur

Muth ... nun stehe ich für Sie ein ... Diese Kur ist wunderbar ... ich werde sie veröffentlichen ... ich werde sie unter Trompetenschall bekannt machen!

— Erlauben Sie, Doktor — sagte leise der Abbé von Aigrigny und trat rasch zum Arzte hin — Monsignore kann es mir bezeugen, daß ich im Voraus schon die Veröffentlichung dieser Thatsache begehrte ... die ... wie es auch nur wahr ist ... für ein Wunder angesehen werden wird.

— Gut, so wird es eine Wunderkur sein — antwortete trocken Doktor Baleinier, der auf seine Leistungen nicht wenig stolz war.

Obwohl Rodin's Schmerzen jetzt vielleicht am furchtbarsten waren, denn das Feuer hatte die unterste Hautschicht erreicht, erschien er doch, wie er hörte, daß er gerettet sei, wahrhaft schön ... teuflisch schön; denn die gräßliche Verzerrung seiner Züge überstrahlte der Stolz eines wilden Triumphs. Man sah, daß dieses Ungeheuer sich wieder stark und mächtig werden fühlte, daß er sich der furchtbaren Leiden bewußt war, die sein unseliges Wiederaufleben verursachen werde ... Obwohl er sich noch unter der brennenden Baumwolle wand, waren doch seine ersten Worte, die ans seiner immer freier werdenden, weniger beklemmten Brust hervorgingen, die:

— Ich sagte es wohl, daß ich am Leben bleiben werde!

— Und Sie hatten recht — rief der Doktor, der Rodin an den Puls fühlte — Ihr Puls geht jetzt voll, fest, regelmäßig; die Lungen sind frei, die Reaction ist vollständig: Sie sind gerettet.

In diesem Augenblick waren die letzten Fäden der Baum-

wolle verbrannt. Die Dreifüße wurden fortgenommen und nun zeigten sich auf Rodin's knochiger, fleischloser Brust vier breite, runde Brandflecken. Die Haut war gänzlich verkohlt, dampfte noch und ließ das rothe Fleisch sehen.

In Folge einer heftigen Bewegung Rodin's, wodurch ein Dreifuß sich verschoben hatte, war einer dieser Brandflecken größer als die übrigen und zeigte gleichsam einen doppelten, schwärzlichen Kreis.

Rodin sah auf diese Wunden herab; nachdem er sie einige Secunden schweigend betrachtet hatte, zuckte ein teuflisches Lächeln auf seinen Lippen. Ohne sich zu rühren, sah er den Abbé von der Seite mit einem unbeschreiblichen Blick an und sagte, mit dem eingedrückten, schmutzigen Nagel seiner Finger die Brandwunden langsam und einzeln zählend:

— Abbé von Aigrigny!... Welche Vorbedeutung... Sehen Sie wohl?... Ein Rennepont... zwei Rennepont ... drei Rennepont... vier Rennepont — hier stockte er — Wo ist denn der fünfte?... Aha... hier... diese Wunde zählt für zwei... es ist ein Zwilling....*)

Und er stieß eine kurze, helle Lache aus.

Der Abbé von Aigrigny, der Cardinal und Doktor Baleinier verstanden den Sinn dieser geheimnißvollen und unheimlichen Worte, den Rodin gleich darauf durch eine

---

*) Da Jacques Rennepont todt und Gabriel durch seine Schenkung beseitigt war, blieben nur noch fünf Glieder der Familie Rennepont übrig: Rosa und Bianca, Djalma, Adrienne und Herr Hardy.

gräßliche Anspielung vervollständigte, indem er mit prophetischem Ton und begeisterter Miene ausrief:

— Ja! ich sage es; der Name des Verfluchten wird zu Staub werden, wie die Fetzen meines Fleisches zu Asche gebrannt sind ... Ich sage ... es wird so kommen! ... denn ich wollte am Leben bleiben ... und ich bleibe am Leben!!

Sechzehntes Kapitel.

Laster und Tugend.

Seit Rodin auf so wunderbare Weise wieder in's Leben gerufen sind zwei Tage vergangen. Der Leser wird sich wohl noch des Hauses in der Clovisstraße erinnern, wo Rodin sein Absteigequartier hatte und wo auch das von Klatschrose bewohnte Logis Philemon's war.

Es ist ungefähr drei Uhr Nachmittags; ein heller Lichtstrahl, der durch ein in der Thür des halb unterirdischen Ladens der Gemüsfrau Mutter Arsène angebrachtes rundes Loch fällt, bildet einen Gegensatz zu der Dunkelheit dieses Kellers.

Der Lichtstrahl fällt zufällig auf einen unheimlichen Gegenstand . . .

Mitten unter dem Reisig und dem verwelkten Gemüse, dicht neben einem großen Kohlenvorrath steht ein ärmliches Bett. Unter dem Laken, womit es bedeckt ist, zeigt sich die eckige, steife Form einer Leiche.

Es ist die gute Mutter Arsène, die vorgestern an der Cholera gestorben. Da die Beerdigungen so zahlreich sind, haben ihre Ueberreste noch nicht abgeholt werden können.

Die Clovisstraße ist nun fast verödet; draußen herrscht ein dumpfes Schweigen, das oft von dem hellen Pfeifen des Nordostwindes unterbrochen wird; hin und wieder hört man manchmal ein trockenes, raschelndes Geräusch.... Das sind ungeheure Ratten, die auf dem Kohlenvorrath hin und her laufen.

Plötzlich erhebt sich ein leichtes Geräusch; die ekelhaften Thiere verkriechen sich sogleich in ihre Löcher.

Man versuchte die Thür aufzustoßen, welche aus dem Gange nach dem Laden führte. Die Thür leistete auch wenig Widerstand. Ihr elendes Schloß gab sogleich nach; ein Mädchen trat ein und blieb in der Dnnkelheit des feuchten und eisigen Kellers einige Augenblicke unbeweglich stehen.

Nach kurzem Zögern schritt das Mädchen weiter. Der Lichtschimmer beleuchtete die Züge der Bachanalkönigin. Sie näherte sich allmälig dem Todtenbette.

Seit Jacques Tode hatte Cephisen's Gesicht sich noch mehr verändert. Furchtbar bleich, die schönen, schwarzen Haare unordentlich umherhängend, Waden und Füße nackt, war sie nur nothdürftig mit einem alten, geflickten Rock und einem zerrissenen Tuche bekleidet.

Als die Bachanalkönigin beim Bett angekommen, warf sie einen irren, zuversichtlichen Blick auf das Leichentuch...

Plotzlich fuhr sie zurück nnd stieß vor Schreck unwillkührlich einen Schrei aus. Das Leichentuch regte sich schnell von Kopf bis zn den Füßen in wellenförmiger Bewegung.

Der Anblick einer Ratte, die längs der wurmstichigen Bettpfosten flüchtete, erklärte bald diese Bewegung des Lakens. Dadurch beruhigt, begann Cephise eiligst verschiedene Gegenstände zusammen zu suchen, als fürchte sie in diesem elenden Loche überrascht zu werden.

Zunächst erfaßte sie einen Korb und füllte ihn mit Kohlen; dann sah sie sich um und als sie in einer Ecke eine irdene Wärmpfanne entdeckte, ergriff sie diese mit einem Blick unheimlicher Freude.

— Etwas fehlt noch — sagte Cephise und suchte wieder unruhig umher.

Endlich bemerkte sie neben einem kleinen eisernen Ofen ein Feuerzeug und Schwefelhölzer.

Diese stellte sie oben auf den Korb, nahm ihn mit der einen Hand und ergriff mit der andern die Wärmpfanne.

Als Cephise bei der Leiche der armen Kohlenhändlerin vorüber kam, sagte sie mit seltsamem Lächeln:

— Ich bestehle Sie... arme Mutter Arsène... aber Genuß werde ich nicht von meinem Diebstahl haben.

Cephise verließ den Laden, lehnte die Thür, so gut es ging, wieder an, ging den Gang entlang und durchschritt den Hof, der das Vordergebäude von dem Hintergebäude trennte, wo Rodin sein Absteigequartier gehabt hatte.

Außer den Fenstern in Philemon's Zimmer, in denen Klatschrose so oft, ihren Béranger trillernd, wie ein Vögelchen genistet hatte, standen alle Fenster des Hauses auf. Im ersten und zweiten Stockwerk waren Leichen; sie erwarteten, wie so viele andere, die Karre, worauf man die Särge zusammenstellte.

Die Bachanalkönigin erreichte die Treppe, welche zu den vor Kurzem von Rodin bewohnten Zimmern führte ... Als sie auf den Flur derselben gekommen war, stieg sie eine kleine, steil wie eine Leiter gehende, verfallene Treppe hinauf, die als Geländer einen Strick hatte. Endlich erreichte sie die halb vermoderte Thür einer unter dem Dache liegenden Bodenkammer.

Das Haus war so verfallen, daß das Dach an mehreren Stellen Löcher hatte, so daß der Regen in diese kaum zehn Quadratfuß große und nur von einem Dachfenster erhellte Kammer hineinfiel. Statt aller Möbel sah man an der verwitterten Bank auf dem Fußboden einen zerfetzten Strohsack, aus dem einige Strohhalme hervorsahen, und neben diesem Lager eine kleine mit Wasser gefüllte Kaffeekanne ohne Henkel.

In Lumpen gehüllt, saß die Mayeux auf dem Rande des Strohsacks, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das Gesicht in ihre magern, weißen Hände versteckt.

Als Cephise wieder hereintrat, richtete Agrikol's Pflegeschwester den Kopf empor. Ihr blasses, sanftes Gesicht schien durch Krankheit, Kummer und Noth noch magerer, noch abgefallener geworden zu sein; ihre hohlen, von Weinen gerötheten Augen heftete sie mit dem Ausdruck schwermüthiger Liebe auf ihre Schwester....

— Jetzt habe ich Alles, was wir brauchen, Schwester — sagte Cephise mit trauriger, dumpfer Stimme — dieser Korb enthält das Ende unserer Leiden.

Sie zeigte hierbei auf die von ihr mitgebrachten Gegenstände und fügte hinzu:

— Zum ersten Mal in meinem Leben... habe ich... gestohlen... aber ich habe mich dabei geschämt und gefürchtet... Ich bin durchaus nicht dafür geschaffen, eine Diebin oder gar noch was Aergeres zu sein... Es ist schade — fügte sie bitter lächelnd hinzu.

Nach einer kurzen Pause sagte die Mayeux mit ergreifendem Ausdruck zu ihrer Schwester:

— Cephise... meine liebe Cephise... willst Du denn wirklich sterben?

— Wie könnte ich noch zaudern? — antwortete Cephise mit festem Tone — Laß uns einmal die Sache überlegen, wenn Du willst. — Angenommen, ich könnte meine Schande und die Verachtung des sterbenden Jacques vergessen: was soll ich anfangen?... Zwei Dinge sind nur möglich; erstens: wieder ordentlich werden und arbeiten. Nun, Du weißt ja: trotz des besten Willens würde es mir oft an Arbeit fehlen, wie es uns seit mehreren Tagen daran fehlt, und wenn ich auch Arbeit habe, müßte ich wöchentlich von vier bis fünf Francs leben. Leben... das heißt langsam nach und nach verhungern... Das kenne ich!... Nein!... Lieber will ich auf einmal sterben.... Der zweite Weg wäre, des nothdürftigen Lebensunterhalts wegen das schändliche Gewerbe fortzusetzen, was ich einmal schon versucht habe. Das will ich nicht... denn dazu bin ich nicht im Stande. Aufrichtig, Schwester: zwischen entsetzlicher Noth, Schande oder Tod... kann da die Wahl noch zweifelhaft sein? Antworte!

Ohne die Mayeux zu Worte kommen zu lassen, hob Cephise sogleich wieder mit kurzem, hastigem Tone an:

— Wozu nützt auch das Sprechen?... Ich bin entschlossen... nichts in der Welt könnte mich abhalten, dem Dinge ein Ende zu machen, da selbst Du... meine liebe Schwester... nichts weiter von mir erlangen konntest... als einige Tage Aufschub... und zwar in der Hoffnung, daß die Cholera uns diese Mühe ersparen werde.... Um Dir gefällig zu sein... willigte ich ein... die Cholera kömmt, Alles im Hause stirbt daran, wir aber bleiben leben. ... Da siehst Du, daß es besser ist, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen — setzte sie wieder bitter lächelnd hinzu. — Und überdies, arme Schwester, willst Du doch auch eben so gern wie ich... Deinem Leben ein Ende machen.

— Es ist wahr, Cephise — antwortete die Mayeux, die völlig einig mit sich war — Aber... allein ist man nur für sich selbst verantwortlich... Mit Dir sterben — fügte sie schaudernd hinzu — scheint mir, an Deinem Tode mitschuldig werden.

— Willst Du lieber... daß ich für mich... Du für Dich... allein sterben sollst? das wäre lustig! — rief Cephise, die in diesem fürchterlichen Augenblick die bittere, verzweifelte Ironie zeigte, welche bei tödtlicher Befangenheit häufiger vorkommt, als man glaubt.

— O nein!... nein! — rief erschreckt die Mayeux — nicht allein!... Allein will ich nicht sterben!

— Du siehst also ein, liebe Schwester, daß wir recht thun, uns nicht zu verlassen und doch — fügte Cephise gerührt hinzu — will mir oft das Herz brechen, wenn ich bedenke, daß Du sterben willst wie ich.

— Selbstsüchtige! — entgegnete die Mayeux mit schmerz-

lichem Lächeln — habe ich etwa mehr Gründe als Du, das Leben zu lieben?... Wer wird mich vermissen?

— Aber Du — antwortete Cephise — bist eine arme Märtyrerin.... Die Priester sprechen von Heiligen!... Giebt es wohl eine, die Dir gleich käme?... Und doch willst Du sterben wie ich... ja, wie ich... die ich stets so müßig, so leichtsinnig, so strafbar... wie Du fleißig und für Alles, was da litt, liebevoll warst.... Was soll ich dazu sagen?... Und doch ist es wahr, daß Du... ein Engel in Menschengestalt ... eben so verzweifelt sterben willst wie ich... die jetzt so tief gesunken ist, wie nur ein Mädchen sinken kann — setzte die Unglückliche hinzu, und schlug die Augen zu Boden.

— Sonderbar ist es! — erwiederte die Mayeux nachdenklich. — Von demselben Punkt ausgehend, sind wir ganz verschiedenen Richtungen gefolgt, und nun befinden wir uns am nämlichen Ziele: Lebensüberdruß.... Dir, arme Schwester, die noch vor wenigen Tagen so schön, so kräftig, so lustig und jugendmuthig war, ist das Leben jetzt eben so zur Last, wie mir, dem schwächlichen, kläglichen Geschöpf.... Nun! die mir obliegende Pflicht habe ich ja vollständig erfüllt — fügte die Mayeux sanft hinzu — Agrikol bedarf meiner nicht mehr... er ist verheirathet... er liebt und wird geliebt... sein Glück ist sicher... Auch dem Fräulein von Cardoville bleibt nichts zu wünschen übrig. Sie ist schön, reich, glücklich, und ich habe für Sie gethan, was so ein armes Geschöpf, wie ich, zu thun vermochte.... Alle die mir zugethan waren, sind glücklich... Es ist ja jetzt gleichgültig, das ich mich zur Ruhe begebe!... Ich bin todtmüde!

— Arme Schwester! — sagte Cephise mit einer Rührung, die ihre strengen Mienen erweichte — Und wenn ich nun daran denke, daß Du, ohne mir etwas davon zu sagen und trotz Deines Vorsatzes, nie zu jener großmüthigen Dame, Deiner Beschützerin, zurückkehren zu wollen, doch den Muth hattest, dem Tode durch Anstrengung und Entbehrungen schon nahe, Dich nach ihrer Wohnung hinzuschleppen, um ihre Hülfe für mich zu erbitten... ja, dem Tode schon nahe... da Du auf den Champs Elisées vor Erschöpfung umfielst!!

Und als ich mich endlich nach dem Hôtel Cardoville zu begeben vermochte, war sie unglücklicherweise nicht zu Hause!... Ja, unglücklicherweise! — wiederholte die Mayeux und sah traurig Cephise an — denn am folgenden Tage... als Dir auch diese letzte Hülfsquelle verschlossen blieb... Du mehr an mich als an Dich dachtest... und uns um jeden Preis Brot verschaffen wolltest...

Die Mayeux konnte nicht weiter sprechen; schaudernd barg sie ihr Gesicht in den Händen...

— Nun! da ging ich hin und bot meine Reize feil, wie es so viel andere Unglückliche thun, wenn die Arbeit fehlt oder der Lohn nicht ausreicht... und der Hunger nicht mehr zu ertragen ist — erwiederte Cephise mit dumpfer Stimme — Nur lebe ich nicht von meiner Schande... wie manche Andre... sondern ich sterbe daran!

— Ach! diese gräßliche Schande, woran Du sterben wirst, arme Cephise, weil Du Gemüth hast... die hättest Du nicht kennen gelernt, wenn ich Fräulein von Cardoville hätte sprechen können, oder sie auf den Brief geantwortet

hätte, den ihr Portier mir auf meine Bitte gestattete, in seiner Loge an sie zu schreiben... Aber... ihr Stillschweigen ist mir Beweis... das sie sich, und zwar mit Recht, über meine plötzliche Flucht aus ihrem Hause verletzt fühlt. ... Ich kann es mir wohl denken... sie mußte mich für sehr undankbar halten,... denn, da sie sich nicht herabließ, mir zu antworten... muß sie sich sehr gekränkt fühlen... und zwar mit Recht... Ich wagte nicht, ihr noch einmal zu schreiben... es wäre doch unnütz gewesen, davon bin ich überzeugt... Wie gut und rücksichtsvoll sie auch ist; ihre Zurückweisung ist unwiderruflich, wenn sie diese verdient glaubt... Und überdem... wozu hätte es auch noch genützt?... Es war zu spät... Dein Entschluß, ein Ende zu machen war gefaßt....

— Ja! fest entschlossen war ich!... denn meine Schmach zerriß mir das Herz... und Jacques war in meinen Armen, mich verachtend, gestorben... und doch liebte ich ihn, sage ich Dir — fügte Cephise in leidenschaftlicher Aufregung hinzu... Ich liebte ihn, wie man im Leben nur einmal liebt!...

— So sei denn unser Schicksal entschieden! — sagte die Mayeux in Gedanken versunken.

— Warum aber hast Du eigentlich Fräulein von Cardoville verlassen, Schwester? Du wolltest mir nie die Ursache sagen — fing Cephise nach einer Pause wieder an.

— Das ist das einzige Geheimniß, was ich mit mir in's Grab nehmen werde, gute Cephise — antwortete die Mayeux und schlug die Augen nieder.

Und mit einer Art bitterer Wonne, fühlte sie sich nun

bald von der Besorgniß befreit, welche die letzten Tage ihres jämmerlichen Daseins vergiftet hatte: Agrikol wieder vor die Augen zu treten ... dem die unselige, lächerliche Liebe, die sie zu ihm hege, jetzt bekannt sei ...

Denn diese verhängnißvolle, verzweifelte Liebe war in der That eine der Hauptursachen zu dem Selbstmord dieser Unglücklichen ... Seit dem Verschwinden ihres Tagebuchs glaubte sie, daß der Schmied das traurige Geheimniß dieser herzergreifenden Blätter erfahren habe. Obwohl sie in Agrikol's Edelmuth und Herzensgüte keinen Zweifel setzte, hatte sie doch so wenig Vertrauen zu sich selbst, schämte sich dieser Leidenschaft, so edel und rein sie auch war, in einem so hohen Grade, daß selbst in der äußersten Noth, in die sie sowohl als Cephise gerathen war, so daß es beiden an Brot und Arbeit fehlte, keine Macht der Erde sie dahin gebracht hätte, Agrikol wieder vor Augen zu treten ... und ihn um Hülfe und Unterstützung anzusprechen.

Gewiß hätte die Mayeux ihre Lage anders aufgefaßt, wäre ihr Geist nicht durch eine Art Schwindel befangen gewesen, der oft die stärksten Gemüther ergreift, wenn das Unglück, was sie trifft, die gewöhnlichen Grenzen überschreitet. Allein die Noth, der Hunger, das in solchen Augenblicken gewissermaßen ansteckende Beispiel der Selbstmordsgedanken Cephisen's und der Ueberdruß eines so lange schon von Kummer und Kränkung erfüllten Lebens, gaben der Vernunft der Mayeux den letzten Stoß. — Nachdem das unglückliche Mädchen lange gegen die entsetzliche Absicht ihrer Schwester angekämpft hatte, wollte sie endlich, erschöpft und vernichtet,

Cephisen's Loos theilen, denn im Tode sah sie wenigstens ein Ende ihrer Leiden.

— Woran denkst Du, Schwester? — fragte Cephise, verwundert über das lange Stillschweigen der Mayeux.

Diese fuhr zusammen und antwortete:

— Ich denke an die Ursache, die mich veranlaßte das Haus des Fräulein von Cardoville zu verlassen und in ihren Augen dadurch undankbar zu erscheinen... Möge das Verhängniß, welches mich von ihr vertrieb, nicht noch andere Opfer gefordert haben als uns!... Möge meine Ergebenheit, wie gering und unbedeutend sie auch gewesen, nie derjenigen fehlen, die der armen Näherin die Hand reichte und sie „Schwester" nannte... Möge sie immer, immer glücklich sein! — sagte die Mayeux, und faltete mit der Inbrunst eines aufrichtigen Gebets die Hände.

— Das ist schön, Schwester... in diesem Augenblick ein solcher Wunsch! — sagte Cephise.

— O! das ist so natürlich — Ich liebte, ich bewunderte in frommer Demuth dieses Juwel an Geist, Gemüth und Schönheit, denn nie hat sich Gottes Macht in einem herrlicheren, reineren Werke offenbart... Wenigstens ist einer meiner letzten Gedanken sie gewesen.

— Ja... Du hast Deine großmüthige Beschützerin geliebt und geehrt bis an's Ende.

— Bis an's Ende — sagte die Mayeux nach einer Pause — Das ist wahr... Du hast Recht... es geht zu Ende... Bald... in wenigen Augenblicken... wird Alles vorüber sein... Sieh nur, mit welcher Ruhe wir von Dem reden, was so viele Andere erschreckt.

— Wir sind ruhig, weil unser Entschluß fest steht, Schwester.

— Ganz fest, Cephise? — fragte die Mayeux und sah wieder ihre Schwester scharf an.

— O gewiß!... Möchte es bei Dir eben so sein wie bei mir!

— Darüber beruhige Dich... Daß ich den Augenblick von einem Tag zum andern hinausschob, geschah nur, um Dir Zeit zu lassen, alles reiflich zu überlegen... Denn was mich betrifft...

Die Mayeux sprach nicht weiter, nickte aber in trauriger Verzweiflung.

— Wohlan denn, Schwester... noch einen Abschiedskuß... und dann Muth — sagte Cephise.

Die Mayeux stand auf und umarmte ihre Schwester.

Beide hielten sich lange umschlungen....

Einige Sekunden herrschte ein tiefes, feierliches Schweigen, das nur von dem Schluchzen der beiden Schwestern unterbrochen wurde, denn nun erst begannen diese zu weinen.

— O Gott! sich so lieb zu haben... und sich... auf immer zu verlassen! — sagte Cephise — Das ist doch schmerzlich!

— Verlassen? — rief die Mayeux, und ihr bleiches, sanftes, von Thränen benetztes Gesicht erglänzte plötzlich von himmlischer Hoffnung. — Einander verlassen, Schwester? Nein, nein!... Weißt Du warum ich so ruhig bin?... Weil ich hier, im Grunde des Herzens, eine tiefe, bestimmte Sehnsucht nach einer andern Welt empfinde, wo ein besseres Leben unserer wartet!... Gott, der so mächtig, so mild, so freigebig, so voller Güte ist, hat nicht gewollt, daß seine

Geschöpfe stets unglücklich sein sollten ... Einzelne eigennützige Menschen entstellen sein Werk und treiben ihre Mitbrüder zur Noth und Verzweiflung ... Laß uns diese Schlechten bedauern und sie verlassen ... Komm' mit zu Gott, Schwester ... Dort vermögen die Menschen nichts; Gott allein regiert ... Komm' mit, Schwester, dort ist es besser ... Wir wollen uns beeilen ... denn es wird spät.

Bei diesen Worten zeigte die Mayeux auf das prächtige Licht der untergehenden Sonne, welche die Fenstern purpurn erglänzen ließ.

— Hingerissen von der frommen Begeisterung ihrer Schwester, deren Gesichtszüge auf die baldige Erlösung wie verklärt, von den Strahlen der untergehenden Sonne sanft geröthet, erglänzten, faßte Cephise ihre beiden Hände, blickte ihr tief gerührt in die Augen und rief aus:

— O, Schwester, wie schön bist Du so!

— Die Schönheit wird mir etwas spät zu Theil — antwortete die Mayeux mit traurigem Lächeln.

— Nein, Schwester, denn Du scheinst so freudig ... daß auch die letzten Bedenklichkeiten, die ich Deinetwegen noch hegte, völlig verschwinden.

— Dann wollen wir uns beeilen — sagte die Mayeux und zeigte nach der Wärmpfanne.

— Darüber beruhige Dich, Schwester ... lange dauert das nicht — antwortete Cephise.

Und sie ging, füllte die Pfanne mit Kohlen und setzte sie mitten in die kleine Kammer.

— Weißt Du genau ... wie man ... das macht? — fragte die Mayeux und trat näher.

— Mein Gott! ... das ist sehr einfach — antwortete Cephise — Man macht die Thür zu ... schließt die Fenster ... und zündet die Kohlen an.

— Ja, Schwester; aber ich glaube gehört zu haben, daß man alle Oeffnungen sehr dicht zustopfen muß, damit keine Luft herein kann.

— Ja! Du hast Recht, und die Thür schließt leider so schlecht.

— Und doch ... sieh nur diese Zwischenräume.

— Was machen wir da, Schwester?

— Halt! da fällt mir ein, daß uns das Stroh aus der Matraze wird aushelfen können, wenn wir es ordentlich zusammendrehen — antwortete die Mayeux.

— Ja wohl — sagte Cephise — Wir behalten nur so viel zurück, als wir zum Anzünden des Feuers brauchen, und aus dem übrigen machen wir Pfropfen für die Löcher im Dach und Flechten für die Lücken in der Thür und an den Fenstern.

Mit bitterer Ironie, die, wie schon bemerkt, in solchen entsetzlichen Augenblicken häufig ist, fügte Cephise lächelnd hinzu:

— Denk' mal, Schwester! ... Flechten an Thür und Fenster, um die Luft abzuhalten ... Dieser Luxus ... Sind wir nicht weichlich, wie reiche Leute?

— Jetzt ... dürfen wir uns schon einige Bequemlichkeiten erlauben — sagte die Mayeux, die auf den Scherz der Bachanalkönigin einging.

Und mit übernatürlicher Ruhe fingen die Schwestern an, aus den Strohhalmen Flechten zu machen, dünn genug,

um in die Zwischenräume der Thür gestopft zu werden... dann flochten sie stärkere zur Verstopfung der Löcher im Dach.

So lange dies unheimliche Geschäft dauerte, verläugnete sich die Ruhe und die dumpfe Ergebung der beiden Unglücklichen nicht einen Augenblick.

Siebzehntes Kapitel.

Selbstmord.

Cephise und die Mayeux setzten ruhig die Vorbereitungen zu ihrem Tode fort. —

Wie viel arme Mädchen sind und werden noch gleich diesen beiden Schwestern durch das unerbittliche Schicksal getrieben, eine Zuflucht vor der Verzweiflung, vor der Schande oder vor allzu großem Elend im Selbstmord zu suchen!

Und es kann ja nicht anders sein... Aber nur die bürgerliche Gesellschaft trägt allein die Verantwortlichkeit für diesen Tod der Verzweiflung. Tausende menschlicher Geschöpfe sind gezwungen, da sie von dem Spottlohn, den man ihnen bewilligt, *thatsächlich nicht leben können*, zwischen folgenden drei Abgründen der Noth, der Schande und des Elends zu wählen:

Einem Leben voll entkräftender Arbeit und

furchtbarer Entbehrung, die rasch in's Grab führen.

Der Prostitution, welche durch Verachtung, durch Mißhandlung, durch Krankheiten ebenfalls, aber langsam tödtet...

Dem Selbstmord... der gleich den Tod bringt.

Cephise und die Mayeux sind wahre Musterbilder für zwei weibliche Arbeiterklassen.

Ordentlich, fleißig, unermüdlich kämpfen einige, wie die Mayeux, mit bewunderungswerther Ausdauer gegen arge Verführungen, gegen tödtliche Erschöpfung durch eine ihre Kräfte übersteigende Arbeit, gegen die entsetzlichste Noth energisch an... demuthsvoll, sanft ergeben, quälen sich diese braven, muthvollen Geschöpfe... so lange sie können, wenn gleich sehr angegriffen, sehr schwach, sehr kränklich... denn sie leiden fast immer Hunger und Kälte und genießen fast nie Erholung, freie Luft und Sonnenschein.

Sie quälen sich aber muthig bis an's Ende... bis sie, durch übermäßige Arbeit erschöpft, durch entsetzliches Elend aufgerieben, auch die letzten Kräfte hingegeben haben. — Fast immer tödtlich erschöpft, unterliegen die meisten dann einem jammervollen Tode im Spital, und dienen noch der Anatomie... ausgebeutet so lange sie lebten, ausgebeutet nach ihrem Tode... aber immer den Lebenden nützlich. Arme Frauen... heilige Märtyrer!

Andere, die nicht so ergeben sind, zünden einige Kohlen an und... todtmüde... wie die Mayeux sagte... ja todtmüde ihres jämmerlichen, erbärmlichen Lebens ohne Freuden, ohne Erinnerungen, ohne Hoffungen, begeben sie

sich endlich zur Ruhe ... und sinken in ewigen Schlaf, ohne aber daran zu denken, einer Welt zu fluchen, die ihnen nur den Selbstmord wählen läßt. Ja! nur den Selbstmord ... denn abgesehen von den Arbeiten, deren tödtliche Ungesundheit die arbeitenden Klassen periodisch decimirt, tödtet nach einem gewissen Zeitraum auch die Noth ebenso wie das Ersticken.

Andere Weiber dagegen, die wie Cephise mit einem lebhaften, feurigen Temperamente, mit vollem, warmem Blute, mit leidenschaftlichen Begierden ausgestattet sind, können sich nicht darin finden, von einem Lohne zu leben, der ihnen nicht einmal erlaubt, ihren Hunger zu stillen. An kleine, bescheidene Zerstreuungen, reinliche, nicht einmal zierliche Kleider, welche für den größern Theil dieser Klasse ein eben so gebieterisches Bedürfniß wie der Hunger ist, ... ist nun gar nicht zu denken. ...

Was geschieht? ...

Es erscheint ein Liebhaber, er spricht von Festen, von Bällen, von Spazierfahrten über Land mit einem siebzehnjährigen, von Jugendlust begabten Mädchen, die täglich achtzehn Stunden in einem ungesunden Raume an einen Stuhl gebannt ist ... der Versucher spricht von eleganten neuen Kleidern, während ihr schlechtes Kleid sie nicht einmal gegen die Kälte schützt. Der Versucher spricht von ausgewählten Speisen ... während das Brod, welches sie genießt, nicht ausreicht, ihren siebzehnjährigen Hunger zu stillen ... Da unterliegt sie endlich diesen ihr unwiderstehlichen Anerbietungen. ...

Bald aber vernachlässigt sie der Liebhaber, endlich ver-

läßt er sie. Der Müßiggang ist zur Gewohnheit geworden: die Furcht vor der Noth hat in dem Grade zugenommen, als die Lebensart eine bessere geworden ist; selbst ein fortwährendes Arbeiten, würde für die entstandenen Bedürfnisse nicht mehr ausreichen... Aus Schwäche, aus Besorgniß... aus Leichtsinn... steigt man dann immer tiefer zum Laster hinab, versinkt endlich in den tiefsten Abgrund der Schmach und dann, wie Cephise sagte: Leben einige von der Schande... Andere sterben daran.

Sterben sie wie Cephise, so muß man sie mehr bedauern als tadeln.

Verliert nicht die bürgerliche Gesellschaft das Recht zum Tadeln, wenn jedes menschliche Geschöpf, das anfänglich thätig und ordentlich war, für seinen Fleiß und seine Arbeit nicht einmal gesunde Wohnung, warme Kleidung, genügende Nahrung, einige Ruhetage und Gelegenheit sich zu unterrichten und etwas zu lernen erhält? — Denn allen Geschöpfen gebührt für Arbeit und Ehrlichkeit geistige wie körperliche Nahrung. Ja, die egoistische, stiefmütterliche, bürgerliche Gesellschaft ist verantwortlich für so viele Laster, so viele Schlechtigkeiten, deren erste Veranlassung einzig und allein war:

Die thatsächliche Unmöglichkeit zu leben ohne zu straucheln.

Ja, wir wiederholen es: eine erschreckende Menge weiblicher Wesen hat nur zu wählen zwischen:

Mörderischer Noth;

Prostitution;

Selbstmord.

Und zwar, wir wiederholen es noch einmal, vielleicht

hört man uns — weil der Lohn dieser Unglücklichen nicht ausreicht, weil es ein Spottlohn ist — nicht als wären dic Fabrikherren insgemeim hart oder unbillig, sondern weil sie selbst unter den immerwährenden Schwankungen einer anarchischen Concurrenz schmerzlich zu leiden haben, weil sie unter der Last eines unerbittlichen Industriefeudalismus (ein Zustand, den die Lauheit, das Interesse oder der böse Wille der Regierenden beibehält oder gar einführt) erdrückt werden und deshalb gezwungen werden, um dem gänzlichen Untergange vorzubeugen, fast tagtäglich den Lohn zu verringern.

Und wird so vieles jammervolle Elend wenigstens manchmal durch entfernte Aussicht auf eine bessere Zukunft erleichtert? Ach! man wagt es nicht zu glauben...

Gesetzt den Fall: ein ehrlicher Mann legt ohne Unwille, ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Bitterkeit, ohne Heftigkeit, aber mit einem über so viel Elend schmerzlich ergriffenen Herzen, unsern Gesetzgebern ganz einfach die Frage vor:

Aus augenscheinlichen, erwiesenen, unbestreitbaren Thatsachen ergiebt sich, daß Tausende von weiblichen Wesen in Paris von fünf Francs wöchentlich... begreifen Sie wohl: fünf Francs wöchentlich... für Wohnung, Kleidung, Holz und Nahrungsmittel leben müssen. Darunter sind Wittwen, die kleine Kinder haben. — Ich will Sie nicht mit Redensarten, wie man zu sagen pflegt, belästigen, aber ich beschwöre Sie: denken Sie an Ihre Töchter, Ihre Schwestern, Ihre Frauen, Ihre Mütter... Wie diese sind doch auch jene Tausende von armen, einem entsetzlichen und nothwendigerweise demoralisirenden Schicksal verfallenen Geschöpfe:

Mütter, Töchter, Schwestern, Frauen. Ich frage Sie nun im Namen der Nächstenliebe, im Namen des Interesses Aller, im Namen der Menschenwürde, ist ein solcher Zustand der Dinge, der täglich noch immer schlimmer wird, zu ertragen? ist es möglich? wollen Sie ihn dulden, namentlich wenn Sie bedenken, welche furchtbare Leiden, welche zahllose Laster ein solches Elend hervorruft?

Was würden unsere Gesetzgeber antworten?

Gewiß würden sie... mit Schmerz über ihre Ohnmacht tief betrübt (so muß man annehmen) sagen:

„Ja! es ist herzzerreißend! — Ein solches Elend ist „wahrlich zu beklagen, wir können aber nichts dazu thun.“

W i r k ö n n e n n i c h t s d a z u t h u n!!

Die daraus folgende Moral ist sehr einfach, der Schluß ist leicht und kann von Jedem gemacht werden... namentlich von Denjenigen, welche leiden... und diese in ihrer furchtbaren Anzahl... denken oft... denken viel... nach ihrer Weise... und warten.

Es kommt aber dereinst ein Tag, an welchem die bürgerliche Gesellschaft bitter ihre traurige Verblendung bedauern wird. Dann werden die Reichen den Leuten, welche uns jetzt regieren, eine furchtbare Rechenschaft abzufordern haben; denn diese hätten, ohne Krisis, ohne Gewaltthätigkeiten, ohne Umwälzung des Bestehenden, den Arbeitern Wohlsein und den Reichen ihre Ruhe sichern können.

Bis dahin aber diese Lebensfragen, von denen die Zukunft der bürgerlichen Gesellschaft... vielleicht die der ganzen Welt abhängt, auf irgend eine Weise gelöst sind, wer-

den noch viel arme Geschöpfe wie die Mayeux, wie Cephise vor Jammer und Verzweiflung umkommen. . . . . .

. . . .

In wenig Minuten waren die beiden Schwestern mit dem Anfertigen der Flechten aus dem Stroh ihres Lagers, um die Luft abzuhalten und den Erstickungstod rascher und sicherer herbeizuführen, fertig.

Die Mayeux sagte zu ihrer Schwester:

— Da Du die Größte bist, wirst Du die Decke in Ordnung bringen und ich Thür und Fenster.

— Verlaß Dich auf mich... Schwester... ich werde noch früher fertig als Du — antwortete Cephise.

Und die beiden Mädchen begannen sorgfältig die Luftlöcher zuzustopfen, durch welche bisher der Wind in die verfallene Bodenkammer pfiff.

Cephise konnte, vermöge ihres hohen Wuchses, bis an die Oeffnungen im Dache reichen, die dicht verstopft wurden.

Als dies traurige Geschäft vollbracht war, näherten sich die beiden Schwestern wieder und blickten einander schweigend an.

Der verhängnißvolle Augenblick nahte heran. Ihre Mienen waren zwar noch immer ruhig, erschienen aber doch durch die eigenthümliche Spannung, welche mit Doppelselbstmorden stets verbunden ist, etwas angeregt.

— Jetzt — rief die Mayeux — rasch die Glut!

Und sie knieete vor der kleinen Wärmpfanne voll Kohlen nieder; Cephise aber faßte ihre Schwester unter den Arm, nöthigte sie wieder aufzustehen und sagte zu ihr:

— Laß mich das Feuer anzünden... das ist meine Sache.

— Aber, Cephise . . .

— Du weißt ja, liebe Schwester, der Kohlendampf steigt Dir zu sehr zu Kopf.

Bei dieser naiven Aeußerung, denn die Bachanalkönigin sprach wirklich im Ernst, konnten die beiden Schwestern sich eines trüben Lächelns nicht erwehren.

— Einerlei — hob Cephise wieder an — wozu . . . Dir eine Qual mehr machen . . . und früher?

Dann zeigte Cephise auf den noch nicht ganz leeren Strohsack hin und fügte hinzu:

— Nun lege Dich nieder, liebe Schwester . . . Wenn die Kohlen brennen, komme ich und setze mich neben Dich.

— Bleib' nicht lange . . . Cephise.

— In fünf Minuten ist es gethan.

Das an der Straße liegende Haus war von dem Hintergebäude, in dem sich das Kämmerchen der beiden Schwestern befand, durch einen schmalen Hof getrennt und überragte es dermaßen, daß die Bodenkammer, sobald die Sonne hinter den hohen Giebeln verschwunden war, ziemlich finster wurde. — Das schwache Tageslicht fiel durch die kaum noch vor Schmutz durchscheinenden Fensterscheiben und beleuchtete nur schwach den alten blau und weiß gewürfelten Strohsack, auf dem die Mayeux in ihrem zerrissenen Kleide lag. Sie hatte sich auf ihren linken Ellbogen gestützt und das Kinn in die Hand gelegt, sah sie ihrer Schwester mit herzzerreißendem Ausdrucke zu.

Cephise kniete vor der Wärmpfanne, mit dem Gesicht über die schwarzen Kohlen gebeugt, auf denen schon hin und wieder ein bläuliches Flämmchen züngelte und blies die Glut

an, welche feurige Streiflichter in das bleiche Gesicht des Mädchens warf.

Es herrschte eine tiefe Stille ...

Man vernahm kein anderes Geräusch, als den keuchenden Athem Cephisen's und von Zeit zu Zeit ein leises Knistern der Kohlen, die bereits brannten und einen schweren, die Brust beklemmenden Dunst verbreiteten.

Als Cephise die Kohlen völlig angezündet hatte, fühlte sie sich schon fast betäubt, erhob sich jedoch, ging zu ihrer Schwester hin und sagte:

— Das wäre in Ordnung.

— Schwester — fragte die Mayeux, auf dem Strohsack knieend, während Cephise noch stand — wie wollen wir uns legen? — Ich möchte gern ganz nahe bei Dir sein ... bis zuletzt....

— Warte — antwortete Cephise und that dann was sie sagte:

— Ich werde mich an's Kopfende des Strohsacks legen, mit dem Kopf an die Wand und Du Schwester, komm und lege Dich hier nieder ... So ... lehne Deinen Kopf an meine Kniee ... und gieb mir die Hand ... Liegst Du jetzt gut?

— Ja, aber ich kann Dich nicht ansehen.

— Das ist auch gut.... Wie mich dünkt ... kommt ein ... freilich ganz kurzer Augenblick ... wo man viel leidet ... Und — fügte Cephise mit Rührung hinzu — es ist eben gut, wenn wir uns nicht leiden sehen.

— Du hast Recht, Cephise.

— Laß mich zum letzten Mal Deine schönen Haare

küssen — sagte Cephise und drückte die Seidenhaare an ihre Lippen, womit das bleiche und traurige Gesicht der Mayeux eingefaßt war... Nachher wollen wir ganz ruhig liegen.

— Schwester... Deine Hand — sagte die Mayeux — zum letzten Mal Deine Hand... nachher wollen wir uns nicht mehr rühren, Du hast Recht... Wir werden nicht lange zu leiden haben, glaube ich, denn mir wird schon der Kopf schwer... Dir auch, Schwester?

— Noch nicht — antwortete Cephise — Ich spüre nichts... als den Kohlendunst.

— Vermuthest Du, auf welchen Kirchhof man uns bringen wird? — fragte nach einer Pause die Mayeux.

— Nein, wie kommst Du auf diese Frage?

— Weil ich dem Père Lachaise den Vorzug gebe... Ich war einmal mit Agrikol und seiner Mutter dort... Welch' herrlicher Anblick!... Ueberall Bäume... Blumen ... Marmor... Die Todten wohnen besser... als die Lebenden... und...

— Was fehlt Dir denn, Schwester? — fragte Cephise die Mayeux, die erst ganz langsam gesprochen und dann inne gehalten hatte.

— Mir ist, als wäre ich schwindlich; es summt mir vor den Ohren — antwortete die Mayeux — Wie ist Dir denn?

— Der Kopf wird mir jetzt etwas schwer. Es ist sonderbar: bei mir tritt die Wirkung später ein als bei Dir.

— O, das kommt daher — sagte die Mayeux unter trübem Lächeln — daß ich immer... so früh reif war... Weißt Du noch?... In der Schule hieß es immer: ich

sei weiter als die Andern ... das ist auch hier der Fall ... wie Du siehst.

Ja ... aber bald hoffe ich Dir nachzukommen — sagte Cephise.

Was die beiden Schwestern in Erstaunen setzte, war ganz natürlich. Wenngleich Gram und Elend die Bachanalkönigin sehr geschwächt hatten, war sie von eben so kräftiger Constitution wie die Mayeux von schwächlicher und gebrechlicher, und mußte deshalb die Folgen des Kohlendunstes weniger rasch empfinden.

Nach einer Pause legte Cephise der Mayeux, deren Kopf noch immer an ihren Knieen ruhte, die Hand auf die Stirn und fragte:

— Schwester ... Du sprichst nicht mehr ... Du leidest wohl viel Schmerzen, nicht wahr? ...

— Nein — antwortete die Mayeux mit schwacher Stimme — die Augen fallen mir zu ... ich bin wie betäubt ... ich fühle ... daß ich langsamer rede ... aber einen lebhaften Schmerz fühle ich noch nicht ... Und Du, Schwester?

— Während Du eben sprachst, ward mir schwindlich: jetzt habe ich ein heftiges Sausen vor den Ohren ...

— Wie ich vorhin ... man sollte glauben, es sei schwieriger und schmerzhafter ... zu sterben.

Nach einer Pause fragte die Mayeux plötzlich ihre Schwester:

— Glaubst Du, daß Agrikol mich sehr vermissen und lange an mich denken wird?

— Wie kannst Du nur so fragen — antwortete Cephise in vorwurfsvollem Tone.

— Du hast recht — entgegnete sanft die Mayeux. Es liegt ein Unrecht in diesem Zweifel ... aber wenn Du wüßtest...

— Was denn, Schwester?

Die Mayeux stockte einen Augenblick, dann antwortete sie ganz niedergeschlagen:

— Nichts...

Und fügte hinzu:

— Zum Glück sterbe ich in der festen Ueberzeugung, daß er meiner nie bedürfen wird. Er ist mit einem reizenden Mädchen verheirathet... Sie lieben sich... davon bin ich überzeugt... Möge sie ihn glücklich machen.

Bei den letzten Worten war die Stimme der Mayeux schwächer geworden... Plötzlich fuhr sie zusammen und sagte mit zitterndem, fast ängstlichem Tone zu Cephise:

— Schwester ... halt' mich... fest... mit Deinen Armen... O! ich fürchte mich... Alles... erscheint mir so dunkel... und die Gegenstände drehen sich um mich herum.

Und das arme Geschöpf erhob sich ein wenig, barg ihr Gesicht am Busen ihrer noch immer aufrecht sitzenden Schwester und umklammerte diese mit ihren ermatteten Händen.

— Nur Muth, Schwester — sagte Cephise mit ebenfalls schwächer werdenden Stimme und drückte sie an ihre Brust — bald ist es vorbei....

Und gleichsam neidisch und ängstlich fügte Cephise hinzu:

— Warum wird denn meine Schwester so schnell schwach? ... ich habe noch meine volle Besinnung und leide weit weniger... O, das wird doch nicht so bleiben!... Könnte ich vermuthen, daß sie vor mir stürbe, so würde ich den Kopf über die Kohlenpfanne halten... und ich thue es auch.

Bei dem Versuche aufzustehen, klammerte sich ihre Schwester an sie an und hielt sie zurück.

— Du leidest Schmerzen, arme Schwester — sagte Cephise zitternd.

— Ja ... jetzt ... sehr ... verlaß mich nicht ... ich bitte Dich ...

Und ich gar nicht ... fast noch gar nicht — dachte Cephise und warf einen unruhigen Blick auf das Kohlenbecken — Ah ... doch ... ja! ja! — fügte sie mit unheimlicher Freude hinzu — nun fühle ich Brustbeklemmungen ... und mir ist ... als müsse mir der Kopf zerspringen.

Das tödtliche Gas erfüllte jetzt wirklich das kleine Gemach, aus dem es allmälig die reine Luft gänzlich vertrieben hatte.

Der Tag neigte sich; das ziemlich finstere Dachkämmerchen wurde von den Strahlen der Kohlenglut erhellt, die mit ihrem röthlichen Schimmer die Gruppe der beiden Schwestern beleuchtete, die sich einander fest umschlungen hielten. Plötzlich bekam die Mayeux einige krampfhafte Zuckungen und sprach mit erlöschender Stimme die Worte:

— Agrikol ... Fräulein von Cardoville ... Leb' wohl ... Agrikol ... ich ... Dich ...

Dann bewegten sich nur noch ihre Lippen, die krampfhaften Zuckungen hörten auf und die Arme, mit denen sie Cephise umschlungen hielt, sanken mechanisch auf den Strohsack nieder.

— Schwester! — rief Cephise verzweiflungsvoll, nahm mit beiden Händen den Kopf der Mayeux und betrachtete sie — Du ... schon? ... aber ich!

Das sanfte Gesicht der Mayeux war nicht blasser als gewöhnlich, nur hatten ihre halb offenen Augen keinen Ausdruck mehr ... Ein mattes, kummervolles Lächeln umschwebte noch einen Augenblick ihre violetten Lippen, aus denen ein fast unmerklicher Athemzug drang ... dann wurde ihr Mund starr; der Ausdruck ihrer Gesichtszüge blieb vollkommen heiter.

Aber Du darfst nicht früher sterben als ich ... rief Cephise mit herzzerreißendem Ton und bedeckte die unter ihren Lippen kaltwerdenden Wangen ihrer Schwester mit Küssen — Schwester ... warte auf mich ... warte!

— Die Mayeux antwortete nicht mehr; als Cephise ihren Kopf einen Augenblick losließ, fiel er sanft auf den Strohsack zurück.

— O Gott! ich schwöre es Dir . . . es ist nicht meine Schuld, daß wir nicht gleichzeitig sterben — rief Cephise verzweiflungsvoll und knieete vor dem Lager, auf dem die Mayeux ausgestreckt lag.

— Todt! — lispelte Cephise entsetzt — Sie ist gestorben . . . früher als ich . . . das kommt vielleicht daher, weil ich kräftiger bin . . . O! glücklicherweise . . . fange ich . . . jetzt auch an . . . wie sie vorhin sagte . . . Alles dunkel zu sehen . . . Auch . . . ich leide Schmerzen . . . welches Glück! . . . O . . . der Athem stockt mir . . . Schwester — fügte sie hinzu und umschlang mit ihren Armen den Hals der Mayeux — ich komme . . . hier bin ich. . . .

— Plötzlich erschallten auf der Treppe Tritte und man hörte Stimmen.

Cephise hatte so viel Bewußtsein, daß sie das Geräusch vernahm.

Sie blieb auf dem Körper ihrer Schwester liegen, hob aber den Kopf in die Höhe!

Das Geräusch kam immer näher und näher und bald rief eine Stimme, dicht an der Thür:

— Großer Gott! . . . welch' ein Kohlendampf!

In demselben Augenblicke rüttelte es an der Thür und eine andere Stimme rief:

— Macht auf! . . . macht auf!

— Man wird hereinkommen . . . mich retten . . . und meine Schwester ist todt . . . O nein! . . . so niederträchtig werde ich nicht sein, sie zu überleben.

Es war der letzte Gedanke Cephisen's.

Alle Kräfte zusammennehmend, die sie noch besaß, schleppte sie sich bis an's Fenster. Sie öffnete es . . . und in demselben Augenblick, als die halb eingestoßene Thür einem kräftigen Drucke wich, stürzte sich das unglückliche Geschöpf aus dem dritten Stockwerk auf den Hof hinab. . . .

Gleichzeitig erschienen Agrikol und Adrienne auf der Schwelle der Thür.

Trotz des erstickenden Kohlendunstes eilte Adrienne in die Bodenkammer; als sie das Kohlenbecken sah, rief sie aus:

— Das unglückliche Kind! . . . Sie hat sich das Leben genommen. . . .

— Nein . . . sie ist aus dem Fenster gesprungen — rief Agrikol und eilte dorthin, denn er hatte in dem Augenblick, als die Thür einstürzte, eine menschliche Gestalt durch's Fenster verschwinden sehen.

Ach! . . . das ist zu gräßlich! — schrie er gleich darauf mit herzzerreißender Stimme, hielt sich die Hand vor die Augen und drehte sich bleich und entsetzt nach Fräulein von Cardoville um.

Diese, im Irrthum über die Ursache von Agrikol's Schreck, erwiederte, da sie eben in der Dunkelheit die Mayeux bemerkt hatte:

— Nein . . . hier ist sie. . . .

Und sie zeigte dem Schmied das bleiche Gesicht der Mayeux auf dem Strohsacke neben dem Adrienne knieete. — Als sie die Hand der armen Näherin nahm, war diese eiskalt. . . . Rasch legte sie ihr die Hand auf's Herz . . . es schlug jedoch nicht mehr. Da jedoch die frische Luft durch Thür und Fenster in Strömen hereindrang, glaubte Adrienne nach einigen Angenblicken ein fast unmerkliches Pulsiren wahrzunehmen und rief aus:

— Ihr Herz schlägt . . . rasch zu Hülfe, Herr Agrikol . . . eilen Sie . . . Hülfe! . . . Glücklicherweise habe ich mein Flacon hier.

— Ja! . . . ja! . . . Hülfe für sie und die Andere, wenn's noch Zeit ist — sagte der Schmied in Verzweiflung, eilte zur Treppe und ließ Fräulein von Cardoville zurück, welche am Strohsack knieete, auf dem die Mayeux lag.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geständnisse.

Während des peinlichen Auftritts, den wir eben geschildert, hatte die lebhafte Aufregung den Gesichtszügen des Fräulein von Cardoville Farbe verliehen, die vor Gram und Kummer bleich und abgehärmt aussah. Ihre Wangen, die noch vor Kurzem voll und gerundet, waren bereits etwas eingefallen, während ein bläulicher, durchsichtiger Ring ihre Augen umgab, die nicht lebhaft wie früher, sondern trübe und umflort erschienen. Ihre prächtigen Lippen hatten jedoch das feuchte, sammetne Incarnat beibehalten, obgleich die peinliche Unruhe sich durch Zucken derselben kundgab.

Um der Mayeux kräftigen Beistand leisten zu können, hatte Adrienne ihren Hut abgeworfen und die seidigen Wellen ihres schönen, goldigen Haares verdeckten fast ihr nach dem Strohsacke gebeugtes Gesicht, neben dem sie knieete und mit ihren Elfenbeinhändchen die magern Hände der armen Näherin drückte, die seit wenigen Minuten, sowohl durch den Einfluß der heilsamen, frischen Luft, als durch die Wirkung der Riechsalze, welche Adrienne in einem Flacon bei sich führte, vollständig wieder in's Leben gerufen war. Die

Ohnmacht der Mayeux war glücklicherweise mehr durch ihre Entkräftung, als durch die Folgen des Kohlendunstes herbeigeführt worden, da das tödtliche Gas seinen höchsten Stärkegrad noch nicht erreicht hatte, als die Unglückliche ihre Besinnung verlor. . . . .

. . . .

Bevor wir den Auftritt zwischen der Näherin und dem adeligen Fräulein weiter schildern, sind einige rückblickende Worte erforderlich.

Seit dem seltsamen Vorfall im Theater der Porte St. Martin, als Djalma sich mit Lebensgefahr vor den Augen des Fräulein von Cardoville auf den schwarzen Panther gestürzt, hatte das junge Mädchen mannichfaltige und tiefe Aufregungen erfahren. Ihre Eifersucht und ihre Demüthigung bei Djalma's Anblick . . . als er sich vor den Augen der ganzen Welt mit einem Mädchen zeigte, das seiner so unwürdig schien, hatte Adrienne vergessen und durch die eben so ritterliche wie heldenmüthige That des Prinzen Djalma geblendet, hatte sie gedacht:

— Trotz des augenscheinlichsten Anscheins liebt mich Djalma doch so sehr, daß er dem Tode trotzte, um meinen Blumenstrauß aufzuheben.

Ueberlegung und der gesunde Menschenverstand mußten jedoch die Nichtigkeit solcher Trostgründe bald bei diesem jungen Mädchen von so feinfühlendem Gemüth, so edlem Charakter, so wahrem und reinem Sinn herausstellen, und die schmerzliche Verletzung ihrer so hart gekränkten Eigenliebe und persönlicher Würde waren durchaus nicht im Stande sie zu heilen.

Wie oft hat nicht der Prinz, so dachte Adrienne mit Recht, auf der Jagd aus reiner Laune und ohne Nothwendigkeit sich in ähnliche Gefahr gestürzt, wie diejenige, der er Trotz bot, um meinen Blumenstrauß aufzuheben! Und dann . . . wer bürgt mir dafür, daß er es nicht that, um ihn dem Mädchen anzubieten, das er bei sich hatte?

Die in den Augen der Welt vielleicht lächerlichen, in

Gottes Augen aber gewiß richtigen und erhabenen Ideen, welche Adrienne von der Liebe hegte, bildeten im Verein mit ihrem gerechten Stolze ein unübersteigbares Hinderniß für sie, je nur daran zu denken, dieses Mädchen, daß der Prinz öffentlich als seine Maitresse zur Schau gestellt hatte, als Vorgängerin anerkennen zu wollen.

Und doch wagte sich Adrienne kaum zu gestehen, daß sie darum von einer um so peinlicheren und demüthigenderen Eifersucht gegen ihre Nebenbuhlerin erfüllt sei, als diese so wenig würdig war, mit ihr verglichen werden zu können. Dann dachte Fräulein von Cardoville wieder an Klaschrosen's reizendes Gesicht, und obwohl sie sich ihres eigenen Werths bewußt war, legte sie sich doch die Frage vor, ob der schlechte Geschmack und das freche, unschickliche Benehmen dieses Mädchens von frühreifer, lasterhafter Frechheit oder von vollständiger Unkenntniß guter Lebensart herrühren könnte. — Im letzten Fall konnte grade diese Unkenntniß, die vielleicht Folge eines naiven, sorglosen Gemüths, einen besondern Reiz haben. Verbindet sich endlich mit diesem Reiz und mit ihrer unbestreitbaren Schönheit eine innige Liebe und eine reine Seele; so lag wenig an der schlechten Erziehung und der niedrigen Abkunft des Mädchens und sie konnte sehr wohl Djalma eine heftige Leidenschaft einflößen.

Daß Adrienne Anstand nahm, Klatschrosen trotz so manchen üblen Anscheins, als ein verlorenes Geschöpf zu betrachten, kam daher, weil sie in der Erinnerung an die Erzählungen so vieler Reisenden von der Seelengröße Djalma's, besonders aber an die Unterredung, die sie einst zwischen ihm und Rodin belauscht hatte, nicht glauben konnte, daß ein Mann, der mit so ausgezeichnetem Geiste, so liebevollem Herzen, einer so poetischen, schwärmerischen, von Idealen so begeisterten Seele begabt, sich in ein gemeines, lasterhaftes Mädchen verlieben und sich frecherweise mit ihr öffentlich sehen lassen könne.... Darin lag ein Geheimniß, welches Adrienne zu ergründen bemüht war.

Diese marternden Zweifel, diese peinliche Neugier gab

der unseligen Liebe Adriennen's neue Nahrung und man wird ihre unheilbare Verzweiflung begreifen, wenn man sieht, wie die Gleichgültigkeit, ja selbst die Verachtung Djalma's diese Liebe, die jetzt glühender, leidenschaftlicher als je war, nicht zu ersticken vermochte. Bald nahm sie ihre Zuflucht zu der Ansicht von einem Fatum des Herzens und dachte, sie solle diese Liebe empfinden, Djalma verdiene sie und was sein Betragen Unerklärliches habe, werde sich dereinst zu seinen Gunsten aufklären; bald schämte sie sich dagegen, daß sie Djalma entschuldige und das Bewußtsein dieser Schwächen verursachte ihr fortwährend Gewissensbisse und Qualen. Von so unerhörtem Kummer umfangen, zog sie sich dann ganz in völlige Abgeschiedenheit zurück.

Bald brach die Cholera aus. Zu unglücklich, um diese Seuche zu fürchten, wurde Adrienne nur durch das Unglück Anderer gerührt. Sie war eine der Ersten, die beträchtliche Summen gab, welches Beispiel einer zu achtenden Nächstenliebe später von allen Seiten nachgeahmt wurde.

Plötzlich wurde Florine von der Seuche ergriffen; trotz der Gefahr bestand ihre Gebieterin darauf, sie zu besuchen und ihren gebeugten Muth wieder aufzurichten. Durch diesen neuen Beweis von Güte überwältigt, vermochte Florine die Verrätherei, deren Mitschuldige sie bisher gewesen war, nicht länger zu verhehlen. Da der Tod sie doch aus der abscheulichen Tyrannei der Leute, unter deren Herrschaft sie stand, erlösen mußte, konnte sie endlich Adrienne Alles enthüllen.

So erfuhr diese das fortwährende Spioniren Florinen's und die Ursache der plötzlichen Flucht der Mayeux.

Bei dieser Entdeckung fühlte Adrienne ihre Zuneigung, ihr liebevolles Mitleiden für die arme Näherin noch zunehmen. Auf ihren Befehl geschahen die eifrigsten Schritte, um eine Spur vom Aufenthalt der Mayeux aufzufinden. — Florinens Geständnisse hatten ein noch wichtigeres Ergebniß. Mit vollem Recht durch diesen neuen Beweis von Rodin's Ränken erschreckt, erinnerte Adrienne sich der Plane, die si

e

entworfen hatte, als sie sich geliebt glaubte, und der Instinct der Liebe ihr die Gefahren enthüllte, von denen Djalma und die übrigen Mitglieder der Familie Rennepont bedroht seien. Ihre Verwandten zu vereinigen, sie gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden; das war, nach Florine's Geständnissen, Adrienne's Absicht. Diese in Ausführung zu bringen, schien ihr Pflicht. In dem Kampfe gegen so gefährliche, mächtige Gegner wie Rodin, den Abbé von Aigrigny, die Fürstin von St. Dizier und deren Verbündete, sah Adrienne nicht blos die löbliche und gewagte Aufgabe, die Heuchelei und Habgier zu entlarven, sondern auch, wenn nicht Trost, doch würdige Zerstreuung in bittern Leiden.

Eine unruhige, fieberhafte Thätigkeit trat von diesem Augenblicke an die Stelle der dumpfen und peinlichen Gleichgültigkeit, worin das junge Mädchen geschmachtet hatte. — Sie berief alle Mitglieder ihrer Familie, die ihrer Aufforderung nachkommen konnten, zusammen, und wie die geheime Mittheilung, die dem Abbé von Aigrigny zugekommen, men, besagte: ward das Hôtel Cardoville bald zum Centralpunkt eifriger, ununterbrochener Bemühungen, zum Rendezvous öfterer Familienzusammenkünfte, in denen man die Angriffs- und Vertheidigungspläne erörterte.

Fast in allen Punkten vollkommen richtig, hatte die erwähnte geheime Mittheilung (obgleich nur ungewiß) vorausgesetzt, daß das Fräulein von Cardoville dem Prinzen Djalma eine Unterredung bewilligt habe. — Dies war irrig. — Man wird später den Grund erfahren, den diese Vermuthung veranlassen konnte. Fräulein von Cardoville fand vielmehr in der Beschäftigung mit den wichtigen Familieninteressen, die eben bezeichnet wurden, kaum eine vorübergehende Zerstreuung bei der unseligen Liebe, an der sie im Stillen litt und die sie sich so schwer zum Vorwurf machte.

Am Morgen des Tages, an dem Adrienne endlich die Wohnung der Mayeux erfahren hatte, die sie nun auf so wunderbare Weise dem Tode entrissen hatte, war Agrikol Baudoin grade zu einer Unterredung in Bezug auf Herrn

Hardy im Hôtel Cardoville gewesen und hatte Adrienne inständigst um die Erlaubniß gebeten, sie nach der Clovisstraße begleiten zu dürfen, worauf Beide sich eilig dorthin begaben. — Also auch diesmal wieder . . . ein prächtiger Anblick, ein rührendes Symbol . . . waren Fräulein von Cardoville und die Mayeux, die beiden entgegengesetzten Pole in der Kette der bürgerlichen Gesellschaft, mit merkwürdiger Gleichheit genährt und verbunden . . . denn die Näherin und das adelige Fräulein paßten zu einander in Bezug auf Verstand, Herz und Gemüth . . . sie paßten ferner zu einander, weil die Eine ein Ideal von Anmuth, Schönheit und Kunstsinn . . . die Andere eiu Ideal von Entsagung und unverschuldetem Unglück war . . . Ach, hat nicht das Unglück, wenn es mit Standhaftigkeit und Würde ertragen wird, ebenfalls seinen Glanz? . . . .

. . . .

Die Mayeux lag auf dem Strohsack und war so matt, daß Fräulein von Cardoville, auch wenn Agrikol nicht im ersten Stockwerk des Hauses bei Cephise, die nun eines schrecklichen Todes starb, aufgehalten worden wäre, doch noch etwas gewartet hätte, bevor sie die Mayeux gebeten, zu ihrem Wagen herunterzukommen.

Mit Hülfe der Geistesgegenwart und einer Nothlüge Adriennen's war die Näherin überzeugt, Cephise habe in ein nahe gelegenes Krankenhaus gebracht werden können, wo man ihr die nöthige Pflege angedeihen lasse, die Erfolg zu haben verspräche. Da die geistigen Kräfte der Mayeux gleichsam nur nach und nach aus ihrer Betäubung wieder erwachten, hatte sie anfänglich diese Nothlüge ohne den mindesten Argwohn aufgenommen und wußte auch nicht, daß Agrikol Fräulein von Cardoville begleitet habe.

— Ihnen also verdanken Cephise und ich das Leben! — sagte die Mayeux, indem sie ihr schwermüthiges, sanftes Auge auf Adrienne richtete — Sie knieen hier . . . in dieser Bodenkammer . . . neben diesem elenden Lager . . . auf dem meine Schwester und ich sterben wollten . . . denn Cephise

. . . Sie haben es mir gesagt . . . nicht wahr? . . . hat auch zur rechten Zeit Hülfe erhalten wie ich?

— Ja wohl, beruhigen Sie sich; vorhin brachte man mir die Nachricht, sie sei wieder zur Besinnung gekommen.

— Und man hat ihr gesagt, daß ich lebe . . . nicht wahr? Sonst würde sie es schmerzlich bedauern, mich überlebt zu haben.

— Beruhigen Sie sich, liebes Kind — sagte Adrienne, indem sie die Hände der Näherin drückte, und ihre thränenden Augen auf sie richtete — Man hat ihr Alles mitgetheilt, was nöthig war. — Sein Sie darum ganz unbekümmert; denken Sie nur daran, wieder zum Leben . . . und ich hoffe es . . . zum Glück zurückzukehren . . . das sie bis jetzt so wenig genossen haben, Sie Arme!

— Welche Güte, mein Fräulein! . . . nach einer Flucht aus Ihrem Hause . . . wo Sie mich für so undankbar halten mußten.

— Gleich . . . sobald Sie sich etwas erholt haben . . . werde ich Ihnen Vieles erzählen . . . was jetzt vielleicht Ihre Aufmerksamkeit zu sehr anregen würde. Aber wie fühlen Sie sich?

— Besser . . . . diese reine Luft . . . und dann der Gedanke, daß jetzt, da Sie da sind, meine arme Schwester nicht mehr der Verzweiflung preisgegeben sein wird . . . denn auch ich . . . werde Ihnen Alles mittheilen . . . und ich bin überzeugt, Sie werden Mitleid mit Cephise haben, nicht wahr?

— Rechnen Sie immer auf mich — antwortete Adrienne, indem sie ihre peinliche Verlegenheit zu verbergen suchte — Sie wissen, ich interessire mich für Alles, was Sie betrifft . . . Aber sagen Sie mir — fuhr Fräulein von Cardoville mit bewegter Stimme fort — bevor Sie diesen verzweifelten Entschluß faßten, hatten Sie an mich geschrieben, nicht wahr?

— Ja.

— Ach! — erwiederte Adrienne betrübt — als Sie

keine Antwort von mir erhielten, wie sehr vergeßlich, grausam, undankbar mußten Sie mich finden!

— O! ich habe Sie niemals beschuldigt... meine arme Schwester kann es Ihnen sagen... Ich war Ihnen dankbar ergeben bis an's Ende.

— Ich glaube Ihnen... denn ich kenne Ihr Herz... Aber mein Stillschweigen... wie konnten Sie sich das erklären?

— Ich glaubte, Sie wären mit Recht über mein plötzliches Weggehen beleidigt.

— Ich... beleidigt!... Ach! ich habe Ihren Brief gar nicht erhalten!

— Und doch wissen Sie, daß ich an Sie geschrieben habe?

— Ja, arme Freundin; ich weiß auch, daß Sie ihn bei meinem Portier geschrieben haben; unglücklicherweise gab er Ihren Brief einem meiner Kammermädchen, Namens Florine, mit der Bemerkung: er käme von Ihnen.

— Mamsell Florine, das junge, gegen mich so freundliche Mädchen?

— Florine hat mich auf abscheuliche Art betrogen; von meinen Feinden erkauft, diente sie ihnen als Spion.

— Sie? — O mein Gott! — rief die Mayeux — Ist es möglich?

— Ja sie! — antwortete Adrienne mit Bitterkeit — am Ende aber ist sie eben so sehr zu bedauern wie zu tadeln. Sie war gezwungen einer furchtbaren Nothwendigkeit zu gehorchen und ihre Geständnisse, ihre Reue haben ihr vor ihrem Tode meine Verzeihung erworben.

— Trotz ihres Unrechtes hat mich ihr Tod tief gerührt; denn sie hat ihr Vergehen mit herzzerreißender Reue eingestanden. Bei diesen Geständnissen sagte sie mir auch, daß sie einen Brief von Ihnen unterschlagen habe, in welchem Sie mich um eine Unterredung gebeten hätten, die Ihrer Schwester das Leben retten könnte.

— Das ist wahr... so hatte ich mich ausgedrückt;

aber welches Interesse hatte man, Ihnen den Brief zu verheimlichen?

— Man fürchtete, Sie wieder zu mir zurückkehren zu sehen ... als mein guter Engel ... Sie liebten mich so innig ... Meine Feinde fürchteten, Ihre treue, so herrliche, durch den wunderbaren Instinkt Ihres Herzens unterstützte Zuneigung ... O! ich werde es nie vergessen, wie wohlbegründet ein Elender den Abscheu verdiente, welchen er Ihnen einflößte und den ich noch gegen Ihren Argwohn in Schutz nahm.

— Herr Rodin? — sagte die Mayeux schaudernd.

— Ja — antwortete Adrienne — Aber sprechen wir jetzt nicht von diesen Leuten ... Ihr abscheuliches Andenken würde die Freude trüben, welche ich empfinde, Sie wieder aufleben zu sehen ... denn Ihre Stimme ist schon minder schwach, Ihre Wangen röthen sich ein wenig. Gott sei gedankt! ich bin so glücklich, Sie wiedergefunden zu haben. — Wenn Sie wüßten, was ich Alles von unserer Wiedervereinigung hoffe und erwarte, denn wir trennen uns nie wieder, nicht wahr? — Versprechen Sie mir das bei unserer Freundschaft.

— Ich ... Ihre Freundin — sagte die Mayeux, indem sie schüchtern die Augen niederschlug.

— Nannte ich Sie nicht vor wenig Tagen, ehe Sie mein Haus verließen, meine Freundin, meine Schwester? — Was hat sich darin geändert? — Nichts, gar nichts! — fügte Fräulein von Cardoville innig gerührt hinzu — Man könnte im Gegentheil sagen, daß eine verhängnißvolle Aehnlichkeit unserer Verhältnisse mir Ihre Freundschaft noch theurer ... noch werthvoller macht! ... O! weisen Sie mich nicht zurück, ich bedarf so sehr einer Freundin!

— Sie ... bedürften der Freundschaft eines so armen Geschöpfes wie ich?

— Ja! — antwortete Adrienne, indem sie die Mayeux mit dem Ausdruck herzbrechenden Schmerzes ansah. — Ja noch mehr: Sie sind vielleicht die einzige Person, der ich

... einen sehr bittern Kummer... anzuvertrauen wagen könnte.

Und die Wangen des Fräulein von Cardoville überflog eine lebhafte Röthe.

— Und wodurch verdiene ich einen solchen Beweis des Vertrauens — fragte die Mayeur, immer mehr staunend.

— Durch das Zartgefühl ihres Herzens, die Zuverlässigkeit ihres Charakters — antwortete Adrienne mit leichtem Zögern — Und dann sind Sie Weib... und ich bin überzeugt, Sie werden besser als irgend Jemand meinen Schmerz begreifen und mich bedauern.

— Sie bedauern — rief die Mayeur — deren Erstaunen sich immer mehrte — Sie, eine so vornehme, viel beneidete Dame — sollte ich, die so unbedeutend und niedrig dasteht, bedauern können?

— Sagen Sie nur, arme Freundin — erwiederte Adrienne nach einer Pause — sind nicht die peinlichsten Schmerzen die, welche man Niemanden zu bekennen wagt, aus Furcht vor Spott und Verachtung?... Wie kann man Theilnahme oder Mitleid für Leiden in Anspruch zu nehmen wagen, die man sich selbst nicht einzugestehen wagt, weil man in seinen eigenen Augen sich ihrer schämt?

Die Mayeur wollte ihren Ohren nicht trauen. — Wenn ihre Wohlthäterin, wie sie, eine unglückliche Liebe empfunden, hätte sie keine andere Sprache führen können; die Näherin konnte aber so etwas nicht voraussetzen, deshalb schrieb sie auch Adriennens Kummer einer andern Ursache zu, und antwortete kummervoll, indem sie an ihre unglückselige Liebe zu Agrikol dachte:

— Ja wohl!... ein Kummer, dessen man sich schämt, ... das muß gräßlich sein... sehr gräßlich!

— Aber welches Glück auch, ein Herz zu finden, das nicht allein edel genug ist, ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen, sondern auch durch tausendfältigen Kummer so erfahren ist, daß man Theilnahme, Unterstützung, Rath bei ihm finden kann!... Sagen Sie selbst, liebes Kind —

fügte Fräulein von Cardoville hinzu, indem sie die Mayeux scharf ansah — wenn Sie durch eines jener Leiden, über die man erröthet, gedrückt wären, würden sie da nicht glücklich, ungemein glücklich sein, eine Seele zu finden, die der Ihrigen verwandt wäre, in deren Herz Sie Ihren Kummer ausschütten und ihn so durch ein unbedingtes, wohlverdientes Vertrauen um die Hälfte erleichtern könnten?

Zum ersten Mal in ihrem Leben blickte die Mayeux Fräulein von Cardoville mit einer Regung von Mißtrauen und Betrübniß an. Die letzten Worte Adriennen's schienen ihr bedeutsam. — Gewiß kennt sie mein Geheimniß — dachte die Mayeux — gewiß ist mein Tagebuch in ihre Hände gefallen. Sie kennt, oder vermuthet meine Liebe zu Agrikol; das, was sie mir bis jetzt gesagt, hatte den Zweck, ein Geständniß zu veranlassen, um zu wissen, ob sie genau unterrichtet sei.

Diese Gedanken erregten in der Seele der Mayeux kein bitteres oder undankbares Gefühl gegen ihre Wohlthäterin, aber das Herz der Unglücklichen besaß in Bezug auf ihre unglückselige Liebe eine so schmerzliche Empfindlichkeit, daß sie trotz ihrer innigen und zärtlichen Freundschaft für Fräulein von Cardoville grausam litt, weil sie diese in dem Besitz ihres Geheimnisses glaubte.

Neunzehntes Kapitel.

Die Geständnisse.

(Fortsetzung.)

Der anfänglich so peinliche Gedanke, daß Fräulein von Cardoville von ihrer Liebe zu Agrikol unterrichtet sei, verwandelte sich im Herzen der Mayeux, vermöge der edlen Gesinnungen dieses seltsamen, vortrefflichen Wesens bald in ein rührendes Bedauern, welches ihre ganze Ergebenheit, ihre ganze Verehrung für Adrienne bezeigte.

— Vielleicht — dachte die Mayeux — würde ich besiegt durch den Einfluß der himmlischen Güte meiner Beschützerin, ihr ein Geständniß gemacht haben, das ich Niemanden gemacht: ein Geständniß, das ich so eben noch mit ins Grab zu nehmen glaubte... das wäre doch mindestens ein Beweis meiner Dankbarkeit gegen Fräulin von Cardoville gewesen. Leider aber bin ich nun des traurigen Glückes beraubt, meiner Wohlthäterin das einzige Geheimniß meines Lebens anzuvertrauen. — Und überdieß: wie großmüthig auch ihr Mitleid für mich, wie vollständig auch ihre Freundschaft sein mag, ist es ihr, die so schön ist, so be-

wundert dasteht, doch nicht gegeben, das Entsetzliche der Lage eines so armen Geschöpfes wie ich zu begreifen, das im Grunde ihres wunden Herzens eine eben so verzweifelte als lächerliche Liebe birgt. — Nein — nein und trotz des Zartgefühls ihrer Freundschaft für mich, würde meine Wohlthäterin, indem sie mich bedauerte, mich, ohne es zu wollen, verletzen, denn nur allein Leidensgefährten vermögen einander zu trösten... Ach! warum hat sie mich nicht sterben lassen!

Diese Betrachtungen waren in dem Geiste der Mayeux mit der Schnelligkeit eines Gedankens aufgestiegen. Adrienne beobachtete sie aufmerksam: sie bemerkte plötzlich, daß die bis dahin immer mehr aufgeheiterten Züge der jungen Näherin von Neuem traurig wurden und ein Gefühl schmerzlicher Demüthigung ausdrückten. Erschreckt über diesen Rückfall dumpfer Entmuthigung, dessen Folgen verderblich werden konnten, da die Mayeux noch sehr matt und gewissermaßen am Rande des Grabes war, hob Fräulein von Cardoville rasch wieder an:

— Sind Sie denn nicht meiner Meinung, liebe Freundin, daß der schmerzlichste... ja selbst der demüthigendste Kummer, sich leichter trägt... wenn man ihn in ein treues und ergebenes Herz ausschütten kann?

— Allerdings! — antwortete bitter die junge Näherin — Allein das Herz, welches im Stillen leidet, müßte über den Moment eines so peinlichen Geständnisses allein zu entscheiden haben.... Bis dahin wäre es vielleicht menschlicher, sein schmerzliches Geheimniß zu achten... wenn man zufällig in Besitz desselben gekommen.

— Sie haben Recht, liebes Kind — sagte Adrienne betrübt — Ich wähle diesen fast feierlichen Moment, um Ihnen eine schmerzliche Mittheilung zu machen... weil ich überzeugt bin, daß Sie, wenn Sie mich angehört haben, sich um so fester an's Leben wieder anschließen, je mehr Sie erfahren, wie sehr ich Ihrer Liebe... Ihres Trostes... Ihrer Theilnahme bedarf.

Bei diesen Worten richtete die Mayeux sich mit Anstrengung auf, stützte sich auf den Ellenbogen und blickte Fräulein von Cardoville staunend an.

Sie wollte kaum ihren Ohren trauen: Weit entfernt, ihr Vertrauen zu erzwingen oder zu entlocken, wollte ihre Beschützerin, wie sie sagte, ihr ein peinliches Geständniß ablegen und Trost, Mitleid in Anspruch zu nehmen ... von ihr ... der Mayeux.

— Wie! — rief sie stammelnd — Sie selbst wollten ...

— Ja, ich sage Ihnen: ... ich leide und schäme mich dessen ... Ja! — setzte das junge Mädchen mit herzzerreißendem Tone hinzu, ja ... ja ... ich mache Ihnen das peinlichste aller Geständnisse ... ich liebe ... und erröthe vor meiner Liebe.

— Wie ich — rief die Mayeux unwillkührlich und faltete ihre Hände.

— Ich liebe — begann Adrienne wieder mit dem Ausdruck lange unterdrückten Schmerzes; — ja, ich liebe ... und man liebt mich nicht wieder ... Und meine Liebe ist unglücklich ... ist unmöglich ... sie verzehrt mich ... sie tödtet mich ... und ich wage Niemanden ... dies unglückselige Geheimniß zu entdecken.

— Wie ich — wiederholte die Mayeux mit starrem Blick — Sie ... eine Königin ... durch Schönheit, Rang, Reichthum und Geist ... sie leidet wie ich — fuhr sie fort — Und wie ich armes Geschöpf ... liebt auch sie ... und man liebt sie nicht wieder.

— Nun denn! ... ja ... wie Sie ... und man liebt mich nicht wieder — rief Fräulein von Cardoville — Hatte ich also nicht Recht, Ihnen zu sagen, daß ich mich nur Ihnen allein anvertrauen könne; weil sie allein, da sie dieselben Leiden empfunden, Mitgefühl dafür hegen können!

— Also — sagte die Mayeux, deren Erstaunen nun schwand, mit niedergeschlagenen Augen — Sie wußten ...

— Ich wußte Alles, armes Kind — aber nie würde ich zu Ihnen von Ihrem Geheimniß gesprochen haben, hätte

ich nicht selbst... Ihnen ein noch weit schmerzlicheres anzuvertrauen gehabt... Das Ihrige ist grausam, das meinige ist demüthigend. O! Schwester — fügte Fräulein von Cardoville mit unbeschreiblichem Tone hinzu — das Unglück verlöscht, nähert, verschmilzt, wie Sie sehen... das... was man... Standesunterschied nennt... Und oft sinken diese so sehr beneideten Glücklichen der Welt, durch gräßliche Leiden tief unter die Niedrigsten und Unglücklichsten hinab... denn sie begehren Mitleid... Trost von diesen.

Fräulein von Cardoville trocknete ihre stromweis fließenden Thränen und fuhr mit bewegter Stimme fort:

— Nun, Schwester... Muth, Muth... wir wollen uns lieb haben, uns unterstützen; möge dieses traurige und geheimnißvolle Band uns für immer vereinigen.

— O, mein Fräulein, verzeihen Sie mir; jetzt, da Sie das Geheimniß meines Lebens kennen — fügte die Mayeux mit zu Boden gesenktem Blick und ohne ihre Verwirrung bemeistern zu können hinzu — ist mir, als ob ich Sie nie wieder ohne Beschämung ansehen kann.

— Warum? weil Sie Herrn Agrikol leidenschaftlich lieben? — sagte Adrienne; — aber da müßte ich ja vor Schaam in Ihren Augen vergehen, denn minder muthig als Sie, habe ich nicht die Kraft gehabt zu leiden, mich in mein Schicksal zu ergeben und meine Liebe im Innersten meines Herzens zu verbergen! Derjenige, für den ich eine jetzt unmöglich gewordene Liebe hege, hat diese Liebe gekannt ... und diese Liebe verschmähet, um ein Mädchen vorzuziehen, dessen Wahl allein ein neuer und blutiger Schimpf für mich ist... wenn mich der Schein in Bezug auf sie nicht täuscht... Nun sagen Sie mir... wer muß nun die Augen niederschlagen?

— Sie verschmäht... für ein Mädchen, das nicht würdig ist, mit Ihnen verglichen zu werden?... O! mein Fräulein! das kann ich nicht glauben! — rief die Mayeux.

— Und ich selbst kann es manchmal nicht glauben, nicht aus Stolz, sondern weil ich den Werth meines Her-

zens kenne... Dann sage ich mir: Nein, die mir Vorgezogene hat ohne Zweifel etwas, um das Gemüth, den Geist und das Herz dessen zu bezwingen, zu fesseln, der mich ihretwegen verschmäht.

— O mein Fräulein... wenn alles das, was ich höre, kein Traum ist... wenn nicht ein falscher Schein Sie irre leitet... dann muß Ihr Schmerz sehr groß sein.

— Ja, meine arme Freundin... groß... sehr groß! ... Und doch habe ich Hoffnung, daß mit Ihrer Hülfe diese unselige Leidenschaft vielleicht erkalten wird; vielleicht finde ich Kraft, sie zu überwinden... denn wenn Sie Alles... durchaus Alles wissen... möchte ich nicht vor Ihren Augen erröthen... vor Ihnen, deren Ergebung für mich ein Muster sein und bleiben wird.

— Ach! Fräulein... sprechen Sie nicht von meinem Muthe, wo ich mich so sehr über meine Schwäche schämen muß!

— Schämen? mein Gott! immer noch diese Besorgniß!... Im Gegentheil: kann es denn etwas Rührenderes, heldenmüthig Aufopfernderes als Ihre Liebe geben, — Sie sich schämen? Und worüber denn? Etwa, weil Sie die heiligste Zuneigung für den biedern Handwerker gezeigt, den Sie von Ihrer Kindheit an lieben lernten? Sich schämen, weil Sie für seine Mutter die zärtlichste Tochter gewesen? Sich etwa schämen, weil Sie, arme Kleine, ohne sich zu beklagen, tausendfältige Leiden ertragen haben, die um so peinigender waren, weil Diejenigen, die sie Ihnen verursachten, nicht wußten, wie wehe sie Ihnen thaten? — Dachte man daran, Sie zu verletzen, als man, statt Ihnen Ihren, wie Sie sagten, bescheidenen Namen Magdalena zu geben, Ihnen stets, ohne je etwas dabei zu denken, einen lächerlichen und beleidigenden Beinamen gab? Und doch: wie viele Demüthigungen, wie viel Kummer hatten Sie im Stillen zu erdulden!...

— O, mein Fräulein — wer hat Ihnen sagen können?...

— Was Sie nur Ihrem Tagebuch anvertraut hatten, nicht wahr?... Wohlan, so erfahren Sie denn Alles...

Florine bekannte mir auf dem Sterbebette ihre Vergehen. Sie hatte die Niederträchtigkeit begangen, Ihnen Ihr Tagebuch zu entwenden, zu welcher abscheulichen Handlung sie übrigens durch die Leute, unter deren Knechtschaft sie stand, gezwungen war... Dieses Tagebuch aber hatte sie gelesen ... und da nicht jedes edle Gefühl in ihr erloschen war, so hatten diese Papiere, in denen sich Ihre bewunderungswerthe Ergebung, Ihre schmerzliche, heilige Liebe offenbarte, einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie mir auf Ihrem Sterbebette daraus Einzelnes anführen konnte, um mir dadurch die Ursache Ihres plötzlichen Verschwindens zu erklären, denn sie zweifelte nicht daran, daß die Besorgniß, Ihre Liebe zu Herrn Agrikol bekannt werden zu sehen, Sie zu Ihrer Flucht veranlaßt hätte.

— Leider ist das nur zu wahr!

— Ja wohl! — fuhr Adrienne mit Bitterkeit fort — Diejenigen, deren Werkzeug die Unglückliche war, wußten recht gut, wohin der Streich zielte... Es war nicht ihr erster Versuch; sie brachten Sie zur Verzweiflung... sie gaben Ihnen den Tod... Aber warum waren Sie mir auch so zugethan? Warum hatten Sie sie nicht durchschaut? — O, diese Schwarzröcke sind unversöhnlich und ihre Macht ist groß — sagte Adrienne schaudernd.

— Das ist ja entsetzlich, Fräulein!

— Beruhigen Sie sich, liebes Kind; Sie sehen, die Waffen der Bösen kehren sich oft gegen diese selbst, denn sobald ich die Ursache Ihrer Flucht erfahren, waren Sie mir noch theurer geworden. Von da ab that ich alles nur Mögliche, Sie wieder zu finden; endlich, nach langem Suchen gelang es erst heut früh der Person, die ich mit der Sorge Ihren Aufenthalt zu erforschen beauftragt hatte, zu erfahren, daß Sie in diesem Hause wohnten. Herr Agrikol war grade bei mir und wünschte mich zu begleiten....

— Agrikol? — rief die Mayeux und faltete die Hände. — Er ist mitgekomnen....

— Ja, liebes Kind, beruhigen Sie sich... Während

ich Ihnen die erste Hülfe leistete, hat er sich mit Ihrer armen Schwester beschäftigt; ... Sie werden ihn bald sehen.

— Ach — begann die Mayeur wieder voller Angst — gewiß kennt er?...

— Ihre Liebe? Nein, darüber beruhigen Sie sich; denken Sie nur an das Glück, sich wieder bei diesem guten, wackern Bruder zu befinden.

— O! ... möge ihm stets verborgen bleiben ... worüber ich so viel Schaam empfand, daß ich deshalb sterben wollte! Gott sei gelobt ... er weiß nichts davon.

— Nein, liebes Kind; also keine traurigen Gedanken mehr. Bedenken Sie, daß dieser gute Bruder noch zur rechten Zeit gekommen ist, um uns ein ewiges Bedauern ... und Ihnen ... ein schweres Vergehen zu ersparen. O! ich spreche nicht von den Vorurtheilen der Welt in Bezug auf das Recht eines Geschöpfes, ein Leben, das ihm zu drückend ist, Gott zurückzugeben ... Ich meine nur, daß Sie nicht sterben durften, weil diejenigen, von denen Sie geliebt sind und die, welche Sie lieben, Ihrer noch bedurften.

— Sie hielt ich für glücklich, mein Fräulein, Herr Agrikol war mit dem Mädchen verheirathet, welches er liebt, und das ihn, ich bin überzeugt davon, glücklich machen wird. ... Wem konnte ich da noch nützen?

— Zunächst mir, wie Sie sehen ... Und dann, wer sagte Ihnen, daß Herr Agrikol Ihrer niemals bedürfen werde? Wer sagte Ihnen, daß sein oder der Seinigen Glück stets fortdauern und nicht schwere Erschütterungen zu erleiden haben wird? Und selbst dann, wenn diejenigen, die Sie lieben, auf immer glücklich sein sollten, konnte wohl ihr Glück ohne Sie vollständig sein? Würde nicht Ihr Tod, den sie sich vielleicht zum Vorwurf gemacht hätten, ihnen einen endlosen Kummer zurückgelassen haben?

— Das ist wahr — antwortete die Mayeur — Ich hatte Unrecht; ... ein Schwindel der Verzweiflung hatte mich ergriffen und dann ... lastete auch das gräßlichste Elend auf uns. — Seit einigen Tagen konnten wir keine

Arbeit finden ... wir lebten von der Mildthätigkeit einer armen Frau, welche die Cholera dahingerafft hat. ... Morgen oder übermorgen hätten wir vor Hunger sterben müssen.

— Vor Hunger sterben ... und Sie wußten meine Wohnung!

— Ich hatte Ihnen geschrieben ... da ich keine Antwort erhielt, glaubte ich, daß Sie durch mein plötzliches Weggehen beleidigt wären.

— Armes Kind! wie Sie sagen, standen Sie in diesem gräßlichen Augenblick unter dem Einfluß einer Art von Schwindel; deshalb wage ich nicht, Ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß Sie auch nur einen Augenblick an mir zweifelten. Wie könnte ich Sie tadeln? Habe ich nicht auch den Gedanken gehabt, meinem Leben ein Ende zu machen?

— Sie! rief die Mayeur.

— Ja! ... ich dachte daran ... als man mir sagte, Florine liege in den letzten Zügen und wünsche mich zu sprechen ... Ich hörte sie an; ihre Geständnisse änderten plötzlich meinen Plan; das finstere, traurige Leben, was mir unerträglich war, wurde plötzlich aufgeheitert. Das Bewußtsein der Pflicht erwachte in mir. Gewiß befanden Sie sich in der größten Noth: es war meine Pflicht, Sie aufzusuchen, Sie zu retten. Florinen's Geständnisse enthüllten mir neue Complotte der Feinde meiner, durch schmerzlichen Kummer, durch grausame Verluste isolirten und zerstreuten Familie; es war meine Pflicht, die Meinigen vor Gefahren zu warnen, die sie vielleicht nicht kannten, sie gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Ich war das Opfer abscheulicher Ränke gewesen; meine Pflicht war es, deren Urheber zu verfolgen, damit nicht diese Schwarzröcke, durch ihre Ungestraftheit ermuthigt, neue Opfer suchten ... Der Gedanke an meine Pflicht gab mir neue Kraft; ich vermochte mich aus meiner Niedergeschlagenheit aufzurichten. Mit Hülfe des Abbé Gabriel, eines erhabenen, ja, erhabenen Priesters ... des Vorbildes eines wahren Christen ... des würdigen Pflegebruders des Herrn Agrikol, begann ich

muthig den Kampf. Was soll ich Ihnen noch sagen? Die Erfüllung dieser Pflichten, die stete Hoffnung Sie wiederzufinden linderten meine Qualen. Fand ich auch keinen Trost, so fand ich doch Zerstreuung ... Ihre zärtliche Freundschaft, das Beispiel Ihrer Ergebung werden, wie ich glaube und überzeugt bin ... das Uebrige thun ... und ich werde diese unglückselige Liebe vergessen....

In dem Augenblick, als Adrienne diese Worte sprach, hörte man auf der Treppe rasche Schritte, und eine frische, jugendliche Stimme sagte:

— O! mein Gott! ... die arme Mayeux ... ich komme noch zur rechten Zeit! Wenn ich ihr wenigstens etwas helfen könnte.

Und fast gleichzeitig trat Klatschrose in die Bodenkammer.

Agrikol folgte bald der Grisette, und indem er Adrienne das offene Fenster zeigte, suchte er ihr durch Zeichen verständlich zu machen, daß man diesem jungen Mädchen nicht von dem traurigen Ende der Bachanalkönigin sagen dürfe. Diese Zeichensprache entging Fräulein von Cardoville.

Adriennen's Herz pochte vor Schmerz, Unwillen und Stolz, als sie das junge Mädchen wiedererkannte, welches sie im Theater an der Porte St. Martin als Djalma's Begleiterin gesehen hatte und das allein die Ursache der gräßlichen Leiden war, die sie seit diesem unseligen Abend erduldet hatte.

Und ... welch' blutiger Hohn des Schicksals! ... grade in dem Augenblick, als Adrienne das demüthigende und peinliche Geständniß ihrer verschmähten Liebe abgelegt hatte, erschien vor ihren Augen das Mädchen, dem sie sich geopfert glaubte.

War das Erstaunen des Fräuleins von Cardoville groß, so war das Klatschrosen's nicht minder groß.

Sie erkannte nicht allein in Adrienne das schöne junge Mädchen mit dem goldigen Haar, welches ihr im Theater bei dem Ereigniß mit dem schwarzen Panther gegenüber gesessen, sondern sie hatte auch noch gewichtige Gründe, dieses so

unvorhergesehene, so unwahrscheinliche Zusammentreffen innig zu wünschen. Wir können deshalb unmöglich den spöttischen und triumphirenden Blick schildern, den sie auf Adrienne zu werfen suchte.

Der erste Gedanke des Fräulein von Cardoville war, die Bodenkammer zu verlassen. Es fiel ihr aber nicht allein schwer, die Mayeux in diesem Augenblick zu verlassen und vor Agrikol ein so plötzliches Weggehen zu erklären, sondern es hielt sie auch noch, trotz ihres empörten Selbstgefühls eine unerklärliche und verhängnißvolle Neugierde zurück.

Sie blieb also.

Endlich sollte sie diese Nebenbuhlerin, um derentwillen sie fast gestorben wäre, in der Nähe sehen, hören und beurtheilen; diese Nebenbuhlerin, der sie in den Qualen ihrer Eifersucht so viel verschiedene Gestalten geliehen hatte, um sich Djalma's Liebe für ein solches Geschöpf erklärlich zu machen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

Klatschrose, deren Anwesenheit Fräulein von Cardoville in eine so lebhafte Aufregung versetzte, war in kokettester Weise mit dem entschieden schlechtesten Geschmack gekleidet.

Ihr Bibi von Rosaatlas mit sehr schlanken Backen, war so weit nach vorn gesetzt, daß er beinahe die Spitze ihres kleines Näschens berührte, dagegen aber ihren seidigen, blonden Hinterkopf unbedeckt ließ. Ihr schottisches, übermäßig gewürfeltes Kleid von grellen Farben war vorn offen und ihr durchsichtiges, durchaus nicht hermetisch verschlossenes Busentuch, das nicht eifersüchtig genug auf die reizenden Wölbungen war, welche es allzuehrlich verrieth, verschleierte kaum hinlänglich den etwas kecken Ausschnitt ihres Mieders.

Die Grisette, welche eilig die Treppen erstiegen, hielt die beiden Enden ihres blauen Shawls mit Palmen in der Hand, der ihren Schultern entglitten, bis auf ihre Wespentaille herabgefallen war, wo er endlich durch ein natürliches Hinderniß aufgehalten worden war.

Wir heben diese Einzelnheiten hervor, weil Fräulein von Cardoville beim Anblick dieses niedlichen, auf so impertinente, freche Weise gekleideten Geschöpfes, in der sie eine ihrer Meinung nach, glückliche Nebenbuhlerin wieder erkannte, ihre Empörung, ihren Schmerz und ihre Schaam sich verdoppeln fühlte.

Man denke sich aber das Erstaunen und die Verlegenheit Adriennen's, als Klatschrose mit leichtem, vertraulichen Tone zu ihr sagte:

— Ich bin entzückt, Sie hier zu finden, Madame; wir werden mit einander zu sprechen haben... Ich will nur erst dieser armen Mayeux einen Kuß geben, wenn Sie es erlauben... Madame.

Um sich einen Begriff von dem Ton und dem Accent zu machen, mit dem das Wort: Madame ausgesprochen wurde, muß man den mehr oder minder stürmischen Wortwechseln zwischen zwei „Klatschrosen" beigewohnt haben, die auf einander eifersüchtig und Nebenbuhlerinnen sind. Dann wird man begreifen, was in diesem Worte „Madame", wenn es bei so wichtigen Veranlassungen ausgesprochen wird, für eine herausfordernde Feindseligkeit liegt.

Erstaunt über diese Unverschämtheit, antwortete Fräulein von Cardoville nicht, denn Agrikol, durch die Aufmerksamkeit, welche er der Mayeux schenkte, die ihre Augen seit seinem Eintreten nicht von ihm verwendet hatte, ferner durch die Erinnerung an den traurigen Auftritt, dem er so eben beigewohnt hattte, zerstreut, sagte eben, ohne die Unverschämtheit der Grisette zu bemerken, leise zu Adrienne:

— Ach!... es ist vorüber... Cephise hat eben ihren letzten Seufzer ausgehaucht... ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein.

— Unglückliches Mädchen! — sagte Adrienne gerührt und vergaß Klatschrose einen Augenblick.

— Diese traurige Nachricht muß der Mayeux jetzt verschwiegen bleiben und darf ihr später nur mit größter Vor=

sicht mitgetheilt werden — fuhr Agrikol fort. Zum Glück weiß die kleine „Klatschrose“ nichts davon.

Und mit dem Auge zeigte er dem Fräulein von Cardoville die Grisette, welche sich neben die Mayeux niedergekauert hatte.

Als Adrienne Agrikol so vertraulich von Klatschrosen sprechen hörte, staunte sie noch mehr. Was sie empfand, läßt sich gar nicht beschreiben ... denn seltsamerweise kam es ihr vor, als leide sie weniger ... und als nehme ihre Bangigkeit ab, je mehr sie vernahm, welcher Ausdrücke sich die Grisette bediente.

Ach! meine gute Mayeux — sagte diese mit eben so viel Redseligkeit wie Rührung, denn ihre hübschen blauen Augen netzten sich mit Thränen — ist es denn wirklich möglich, solchen dummen Streich zu machen ... Helfen sich denn nicht arme Leute unter einander? Sie konnten sich wohl nicht an mich wenden? ... Sie wußten doch recht gut ... was mir gehört, ist auch für Andere da ... Ich hätte noch einmal in Philemons Bazar aufgeräumt — fügte das seltsame Mädchen mit steigender, aufrichtiger, eben so rührender wie possirlicher Innigkeit hinzu; ich hätte seine drei Stiefeln, seine angerauchten Pfeifen, sein Bootmannskostüm, sein Bett, ja selbst sein Paradeglas verkauft und sie hätten wenigstens nicht ... einen so garstigen Gewaltschritt zu thun gebraucht. ... Philemon würde mir darüber nicht böse geworden sein ... und wenn er es auch geworden wäre, so hätte ich mir nichts daraus gemacht ... wir sind ja, Gott sei Dank, nicht verheirathet ... Ich will Ihnen damit nur sagen, daß Sie an die kleine Klatschrose hätten denken sollen.

— Ich weiß, wie gefällig und gut Sie sind — antwortete die Mayeux, denn sie hatte von ihrer Schwester erfahren, daß Klatschrose, wie so Viele ihres Gleichen, ein großmüthiges Herz habe.

— Allerdings — hob die Grisette wieder an und wischte sich mit der Rückseite ihrer Hand ihre kleine, rosige

Nadelspitze ab, wohin eine Thräne gerollt war — werden Sie mir antworten, daß Sie nicht gewußt hätten, wo ich seit einiger Zeit niste... Eine närrische Geschichte... das heißt: ich sage närrisch... aber im Gegentheil — und Klatschrose stieß einen tiefen Seufzer aus — Aber am Ende — fuhr sie fort — einerlei... darüber habe ich mit Ihnen nicht zu sprechen; aber soviel ist sicher: daß Sie sich besser befinden... Sie und Cephise werden so etwas nicht wieder thun... Sie soll sehr schwach sein, man kann sie noch nicht sprechen, nicht wahr, Herr Agrikol?

— Nein! — antwortete verlegen der Schmied, denn die Mayeux verwandte kein Auge von ihm — man muß sich gedulden.

— Aber ich werde sie doch heut noch sehen können, nicht wahr Agrikol? — fragte die Mayeux.

— Wir werden darüber nachher sprechen; beruhige Dich nur, ich bitte Dich...

— Agrikol hat Recht, man muß vernünftig sein, gute Mayeux — begann Klatschrose wieder — Wir warten noch ... ich werde auch warten und ein Wörtchen mit Madame sprechen (und Klatschrose warf einen tückischen Blick, wie eine zornige Katze, auf Adrienne). Ja, ja, ich werde warten, denn ich will der armen Cephise sagen, daß sie mit Ihnen auf mich rechnen kann — und Klatschrose brüstete sich dabei in komischer Weise — Seid unbesorgt; es ist am Ende wenig, daß wenn man sich in einer glücklichen Lage befindet, unsere Freundinnen auch etwas davon haben — das wäre hübsch, das Glück allein für sich zu behalten! Ei was! stopft doch euer Glück lieber aus, faßt es in Glas und Rahmen, oder legt es in Spiritus, damit's nur Niemand anrührt! Uebrigens, wenn ich sage: mein Glück... so ist das blos eine Redensart... das heißt: in einer Beziehung; dagegen in anderer wieder!?... Sehen Sie, liebe Mayeux, die Sache ist die... Aber was!... am Ende bin ich erst siebzehn Jahr alt... Kurz, das ist einerlei... denn ich könnte Ihnen bis morgen früh so fort

erzählen und Sie wüßten noch nicht mehr davon... Lassen Sie mich also Sie noch einmal von Herzen umarmen... und sein Sie nicht mehr bekümmert... und Cephise auch nicht... hören Sie?... denn jetzt bin ich da.

Und auf ihren Absätzen hockend, gab Klatschrose der Mayeux einen herzlichen Kuß.

Es läßt sich gar nicht beschreiben, was Fräulein von Cardoville während der Unterredung oder vielmehr während des Selbstgespräches der Grisette über den Selbstmordversuch der Mayeux empfand. Das wirre Kauderwelsch der Klatschrose, ihre ungenirte Leichtfertigkeit in Bezug auf Philemon's Bazar, mit dem sie, wie sie sagte, glücklicherweise nicht verheirathet war, ihre Herzensgüte, die sich hin und wieder bei ihren Dienstanerbietungen für die Mayeux offenbarte; die Contraste, Unverschämtheiten und Possirlichkeiten, alles dies war für Fräulein von Cardoville so neu, so unbegreiflich, daß sie anfangs stumm und regungslos vor Staunen blieb.

Das war also das Geschöpf, dem Djalma sie geopfert hatte?

War die erste Empfindung Adriennen's bei Klatschrosen's Anblick schrecklich peinlich gewesen, so erweckte das Nachdenken bald in ihrem Innern Zweifel, welche bald zu unaussprechlichen Hoffnungen wurden. Sich von neuem der Unterredung zwischen Rodin und Djalma erinnernd, welche sie versteckt im Treibhause belauscht hatte, als sie sich von der Treue des Jesuiten überzeugen wollte, fragte sich Adrienne nicht mehr, ob es möglich sei, vernünftigerweise zu glauben, daß der Prinz, dessen Ansichten über die Liebe so poetisch, so erhaben, so rein schienen, in dem frechen und albernen Geschwätz dieses Mädchens irgend einen Reiz zu finden vermocht haben... sondern jetzt fühlte Adrienne kein Bedenken mehr... Mit Recht betrachtete sie es als unmöglich, als sie diese seltsame Nebenbuhlerin, so zu sagen, in der Nähe sah, als sie dieselbe in so gewöhnlichen Ausdrücken reden hörte, in Manieren und in einer Sprache, die ohne

der Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge zu schaden, ihnen doch einen gemeinen und durchaus nicht anziehenden Charakter gab. Adriennen's Zweifel in Betreff der innigen Liebe des Prinzen für eine „Klatschrose" verwandelten sich demnach bald in eine vollständige Ungläubigkeit. Mit zu viel Verstand und Scharfblick begabt, um nicht zu ahnen, daß diese scheinbare, von Seiten des Prinzen so unbegreifliche Liaison irgend ein Geheimniß verbergen müßte, fühlte Fräulein von Cardoville sich wieder zur Hoffnung erwachen.

Wie dieser tröstliche Gedanke sich in Adrienne's Geist entwickelte, wurde auch ihr bisher so schmerzlich beklommenes Herz wieder freier; dunkle Ahnungen einer bessern Zukunft tauchten in ihr auf, aber schmerzlich belehrt durch die Vergangenheit, in der Furcht, sich zu leichtgläubig einer Täuschung hinzugeben, erinnerte sie sich der leider unbestreitbaren Thatsachen: daß der Prinz sich öffentlich mit diesem jungen Mädchen zur Schau gestellt habe. — Indeß grade dadurch, daß Fräulein von Cardoville jetzt dieses Geschöpf ganz würdigen konnte, fand sie das Betragen des Prinzen immer unbegreiflicher. — Wie war nun aber das Geheimnißvolle auf vernünftige, sichere Weise zu beurtheilen? Dann beruhigte sie sich wieder; unwillkührlich sagte ihr ein inneres Vorgefühl, daß sie vielleicht am Lager der armen Näherin, welche sie so eben dem Tode entrissen hatte, durch einen von der Vorsehung gesandten Zufall, eine Mittheilung erhalten würde, von der das Glück ihres Lebens abhänge.

Adriennen's Gemüthsbewegungen waren so lebhaft, daß ihr schönes Gesicht purpurroth wurde; ihr Busen heftig wallte und ihre großen, schwarzen Augen, die bisher trübe verschleiert gewesen, mild und strahlend erglänzten. Mit unaussprechlicher Ungeduld wartete sie. In der Unterredung, mit welcher sie Klatschrose bedroht hatte und die Adrienne einige Augenblicke vorher mit dem ganzen Stolz ihrer gerechten Entrüstung zurückgewiesen hätte, hoffte sie endlich die Erkärung eines Geheimnisses zu erlangen, das zu ergründen ihr so wichtig war.

Nachdem Klatschrose die Mayeux noch einmal zärtlich geküßt hatte, stand sie auf, drehte sich nach Adrienne um, maß diese ganz ungenirt mit frechem Blick und fügte ziemlich impertinenterweise hinzu:

— Jetzt ist die Reihe an uns Madame (das Wort Madame stets in bezeichnetem Sinne gesprochen) wir haben noch ein Wörtchen mitsammen zu reden.

— Ich stehe zu Ihren Diensten, Mamsell — antwortete Adrienne mit vieler Sanftmuth und Einfachheit.

Als Agrikol, der eben einige trauliche Worte mit der Mayeux gewechselt hatte, Klatschrose eine so entschiedene, triumphirende Miene annehmen sah, als er ihre, Fräulein von Cardoville gemachte Herausforderung hörte, sperrte er Mund und Nase auf und war einen Augenblick über die Frechheit der Grisette ganz verblüfft; dann trat er auf sie zu, faßte sie am Arm und sagte leise zu ihr:

— Was, sind Sie verrückt geworden? Wissen Sie mit wem Sie sprechen?

— Nun, was ist denn weiter?... Ist ein hübsches Mädchen nicht etwa eben so viel wie ein anderes?... Ich sage das für Madame... Man wird mich hoffentlich nicht fressen — antwortete Klatschrose ganz laut und derb... Ich habe mit... Madame... zu sprechen... ich bin überzeugt, sie weiß schon worüber und weßhalb... Wenn nicht, werde ich's ihr sagen; das ist bald geschehen.

Aus Besorgniß vor irgend einer lächerlichen Aeußerung in Bezug auf Djalma in Agrikol's Gegenwart gab Adrienne dem letzteren einen Wink und antwortete der Grisette:

— Ich bin bereit, Sie anzuhören, aber nicht hier... Sie werden einsehen, warum...

— Das ist richtig, Madame... ich habe meinen Schlüssel... wenn Sie wollen, gehen wir in meine Wohnung.

Dieses meine Wohnung wurde mit stolzer Miene gesagt.

— Lassen Sie uns denn in Ihre Wohnung gehen, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich dort zu

empfangen — antwortete Fräulein von Cardoville mit ihrer sanften, lieblichen Stimme und verneigte sich mit so großer Artigkeit, daß Klatschrose trotz ihrer Unverschämtheit nicht wußte, was sie sagen sollte.

— Wie — sagte Agrikol zu Adrienne — Sie sind so gütig um...

— Herr Agrikol — unterbrach ihn Fräulein von Cardoville — Sie haben gewiß die Güte bei meiner armen Freundin zu bleiben... ich komme bald zurück.

Dann ging sie zur Mayeux, die Agrikol's Erstaunen theilte, und sagte zu ihr:

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie einige Augenblicke verlasse... Erholen Sie sich noch ein wenig... ich komme wieder und hole Sie ab, um Sie nach unserer Wohnung zu bringen, liebe gute Schwester.

Hierauf zu Klatschrosen sich wendend, die immer mehr erstaunte, wie sie diese schöne Dame die Mayeux ihre Schwester nennen hörte, sagte sie zu ihr:

— Wenn es Ihnen gefällig ist, können wir jetzt hinuntergehen.

— Verzeihen Sie, entschuldigen Sie, Madame, wenn ich vorangehe, um Ihnen den Weg zu zeigen, denn dieses Haus ist wirklich halsbrecherisch gebaut — antwortete Klatschrose, den Ellenbogen an ihre Hüften drückend, und die Lippen spitzend, um zu zeigen, daß feine Manieren und gebildete Sprache ihr durchaus nicht fremd wären.

Und die beiden Nebenbuhlerinen verließen die Dachkammer, in welcher Agrikol und die Mayeux allein zurückblieben.

Glücklicherweise waren die blutigen Reste der Bachanalkönigin in den unterirdischen Laden der Mutter Arsène gebracht worden; die immer durch traurige Ereignisse herbeigelockten Neugierigen drängten sich daher vor der Straßenthür, und da Klatschrose auf dem Hofe, über den sie mit Adrienne ging, Niemanden traf, blieb ihr das tragische Ende ihrer ehemaligen Freundin Cephise noch unbekannt.

In wenigen Minuten befanden sich die Grisette und Fräulein von Cardoville in Philemon's Wohnung.

Diese seltsame Wohnung war in der pittoresken Unordnung geblieben, in welcher sie Klatschrose gelassen, als Niniplappertasche sie abgeholt hatte, um die Heldin eines geheimnißvollen Abenteuers zu werdeu.

Völlig unbekannt mit den excentrischen Sitten und Gebräuchen der Studenten und der Studentinnen, konnte Adrienne, trotz ihrer Befangenheit sich dennoch nicht enthalten, mit neugierigem Erstaunen dieses wunderliche und possirliche Chaos der widersprechendsten Gegenstände zu mustern: Maskenanzüge, Pfeifen, Todtenköpfe mit Pfeifen im Munde, Stiefeln, die sich auf Bücherbretter verirrt hatten, ungehenre Weingläser, Frauenkleider, angerauchte Pfeifenköpfe 2c.

Adriennen's Erstaunen folgte ein peinlicher Eindruck des Widerwillens; das junge Mädchen fühlte sich unbehaglich, und nicht an ihrem Platze in dieser Wohnung, nicht wegen der Armuth, sondern wegen der Unordnung, da die armselige Bodenkammer der Mayeux ihr keinen Widerwillen verursacht hatte.

Trotz ihres entschiedenen Auftretens empfand Klatschrose eine ziemlich große Verlegenheit, seitdem sie mit Fräulein von Cardoville allein war. Zunächst begannen die seltene Schönheit der jungen Dame, ihr vornehmer Anstand, das Ausgezeichnete ihrer Haltung, die zugleich würdige und herablassende Weise, mit der sie die impertinenten Herausforderungen der Grisette aufnahn, ihr sehr zu imponiren, und da sie trotz Allem doch ein gutes Herz hatte, so war sie auch darüber sehr gerührt, daß Fräulein von Cardoville die Mayeux ihre Schwester und Freundin genannt hatte.

Ohne etwas Näheres von Adrienne zu wissen, hatte sie doch gehört, daß sie aus reichem, vornehmem Stande sei. Sie empfand deshalb bereits seinige Reue, so rücksichtslos gehandelt zu haben; ihre anfänglich sehr feindselige Absicht gegen Fräulein von Cardoville änderte sich demnach auch allmälig sehr.

Da Klatschrose jedoch sehr eigensinnig war und nicht gern den Anschein geben wollte, als unterliege sie einem Einflusse, gegen den ihre Eigenliebe sich sträubte, so suchte sie ihre Zuversichtlichkeit wieder zu gewinnen und sagte zu Adrienne, nachdem sie die Thür abgeriegelt hatte:

— Wollen Sie sich gefälligst setzen, Madame. — immer um zu zeigen, daß die gebildete Sprache ihr nicht fremd sei.

Fräulein von Cardoville nahm mechanisch einen Stuhl, als Klatschrose, wohl würdig jene alte Gastfreundschaft auszuüben, die selbst den Feind als Gast heilig betrachtete, hastig ausrief:

— Diesen Stuhl nehmen Sie nicht, ihm fehlt ein Bein.

Adrienne legte die Hand an einen andern Stuhl.

— Den nehmen Sie auch nicht, die Lehne ist ziemlich los — rief Klatschrose von Neuem.

Und sie hatte Recht, denn Fräulein von Cardoville behielt die Lehne des Stuhles (sie stellte eine Lyra dar) in der Hand: sie legte sie behutsam wieder auf den Stuhl und sagte:

— Ich glaube, wir können eben so gut im Stehen sprechen.

— Wie es Ihnen gefällig ist — antwortete Klatschrose und stützte um so frecher ihre Hände auf die Hüften, je verlegener sie sich fühlte.

Die Unterredung des Fräulein von Cardoville und der Grisette begann also in folgender Weise.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Zögern sagte Klatschrose zu Adrienne, deren Herz heftig pochte:

— Ich will Ihnen sogleich sagen, was ich auf dem Herzen habe: ich hätte Sie nicht aufgesucht, da ich Sie aber finde, ist es ganz natürlich, daß ich die Gelegenheit benutze.

— Aber, Mademoiselle — sagte Adrienne freundlich — könnte ich nicht wenigstens den Gegenstand der Unterredung erfahren, die wir mit einander haben sollen?

— Gewiß — antwortete Klatschrose mit einer mehr gemachten als natürlichen Entschiedenheit. — Zunächst müssen Sie nicht glauben, daß ich mich unglücklich fühle und Ihnen eine Eifersuchtsscene vorspielen oder in das Jammern einer Verlassenen ausbrechen werde... damit schmeicheln Sie sich ja nicht... Gott sei Dank! Zu beklagen habe ich mich nicht über den Prinz Liebenswürdig (den Beinamen habe ich ihm gegeben) im Gegentheil, er hat mich

sehr glücklich gemacht und wenn ich ihn verlassen habe, geschah das wider seinen Willen und weil es mir so gefiel.

Bei diesen Worten konnte Klatschrose, der trotz ihrer anscheinend unbekümmerten Miene das Herz schwer war, einen Seufzer nicht unterdrücken.

— Ja wohl — fuhr sie fort — ich habe ihn verlassen, weil es mir so gefiel... denn er war närrisch in mich verliebt... hätte ich gewollt, würde er mich geheirathet haben... ja, Madame, geheirathet haben... es thut mir leid, wenn das, was ich sage, Ihnen wehe thut. Uebrigens wenn ich sage: es thut mir leid, so meine ich eigentlich ... daß ich Ihnen wehe thun wollte... Freilich... als ich Sie vorhin so gütig gegen die arme Mayeux sah... da empfand ich etwas... obgleich ich sicher in meinem Rechte war... Mit einem Worte, es ist klar, daß ich Sie verabscheue und daß Sie es auch sehr verdienen — fügte Klatschrose mit dem Fuße stampfend hinzu.

Aus alle dem ging, selbst für eine weit minder scharfsinnige Person als Adrienne und für Jemand, der weit weniger Interesse dabei gehabt hätte, die Wahrheit zu ergründen als diese, augenscheinlich hervor, daß Klatschrose, trotz ihrer triumphirenden Aeußerungen in Bezug auf denjenigen, der ihretwegen den Kopf verloren und der sie hätte heirathen wollen, gänzlich in ihren Erwartungen getäuscht war, daß sie eine ungeheure Lüge sagte, daß sie nicht geliebt wurde und daß ein heftiger Liebesärger in ihr den Wunsch erregt hatte, Fräulein von Cardoville zu begegnen, um ihr aus Rache, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, einen „Auftritt" zu bereiten, indem sie Adrienne (man wird gleich erfahren, weshalb) als ihre glückliche Nebenbuhlerin betrachtete: das gute Herz Klatschrosens behielt jedoch die Oberhand und sie fand sich sehr behindert, den „Auftritt" fortzusetzen, da Adrienne ihr aus den bereits angeführten Ursachen, immer mehr imponirte.

Obgleich Fräulein von Cardoville, wenn auch nicht den seltsamen Ausfall der Grisette, doch mindestens das Resul-

tat erwartet hatte: daß der Prinz unmöglich eine ernste Zuneigung für dieses Mädchen hegen könne, so war sie doch, trotz der Sonderbarkeit ihres Zusammentreffens, anfänglich entzückt, von ihrer Nebenbuhlerin auf diese Weise einen Theil ihrer Erwartungen bestätigt zu hören. Bald aber wichen ihre fast schon zur Wirklichkeit gewordenen Hoffnungen einer peinlichen Besorgniß.... Dies verhielt sich so:

Was Adrienne so eben gehört, hätte sie völlig zufriedenstellen müssen... Von nun an sicher, daß Djalma's Herz nie aufgehört habe, ihr anzugehören, konnte ihr nach den sogenannten Sitten und Gebräuchen der Welt sehr wenig daran liegen, ob der Prinz in voller Gluth des jugendlichen Aufbrausens einer vorübergehenden Laune für dieses am Ende doch äußerst niedliche und sehr begehrungswerthe Geschöpf nachgegeben habe oder nicht, weil er, selbst den ersteren Fall angenommen, sich von Klatschrose trennte, und zwar erröthend über diese Verirrung der Sinne.

Trotz dieser vortrefflichen Gründe konnte aber diese „Verirrung der Sinne" von Adrienne nicht verziehen werden. Sie begriff diese gänzliche Absonderung des Körpers und der Seele nicht, wonach die letztere die Befleckung des ersten nicht theile. Sie fand nicht, daß es gleichgültig sei, sich dieser hinzugeben, indem man an jene dachte; ihre junge, züchtige und leidenschaftliche Liebe forderte unbedingt alleinigen Besitz, eine in der Natur und vor Gott eben so gerechte, als in den Augen der Welt alberne und lächerliche Forderung.

Grade weil Adrienne der Religion der Sinne zugethan war, grade weil sie diese verfeinerte und als reine anbetungswürdige, göttliche Kundgebung verehrte, hegte sie auch in Betreff der Sinne beispiellose, unerhörte Bedenklichkeiten, Empfindlichkeiten und Abneigungen, welche selbst den strengen Spiritualisten, den prüden Asceten gänzlich unbekannt sind, die unter dem Vorwande der Niedrigkeit und Unwürdigkeit der Materie, deren Auswüchse durchaus als völlig

bedeutungslos betrachten und Massen davon vergeuden lassen, um diesem Schmutzigen, Kothigen gehörig darzuthun, wie sehr sie es verachten.

Fräulein von Cardoville gehörte nicht zu jenen schüchternen, scheuen Geschöpfen, die eher vor Verlegenheit umkommen, als deutlich aussprechen würden, daß sie einen jungen, schönen, feurigen und reinen Gatten wünschen. Diese heirathen auch sehr häßliche, entnervte, höchst verdorbene Männer, indem sie sich dadurch entschädigen, daß sie sechs Monat nachher mehrere Liebhaber nehmen. — Nein! Adrienne fühlte instinctmäßig, welche jungfräuliche und himmlische Frische in der gleichen Unschuld zweier schöner, liebender und leidenschaftlicher Wesen liege, ja, welche Bürgschaft die zarten und unaussprechlichen Erinnerungen gewähren, welche der Mann von seiner ersten Liebe bewahrt, wenn sie auch sein erster Genuß war.

Wie gesagt, Adrienne war demnach nur zur Hälfte beruhigt ... obwohl ihr gerade der Aerger Klatschrosens bestätigte, daß Djalma nie die geringste ernstliche Zuneigung zu der Grisette gehabt habe.

Die Grisette hatte ihre Rede mit dem Ausdruck einer schlagenden, bedeutsamen Feindseligkeit beschlossen:

„Mit einem Worte, ich verabscheue Sie."

— Und weshalb verabscheuen Sie mich denn? — fragte Adrienne mild.

— O, mein Gott! — rief Klatschrose und vergaß ganz ihre Rolle als Siegerin, indem sie der natürlichen Aufrichtigkeit ihres Charakters nachgab — Stellen Sie sich doch nicht, als ob Sie nicht wüßten, um wen und um was ich sie verabscheue! ... Seht nur ... man holt wohl Sträuße aus dem Rachen eines Panthers für Personen, die einem nichts angehen! ... Und wenn es nur das wäre — fügte Klatschrose hinzu, die sich immer mehr ereiferte und deren niedliches Gesicht, das bisher eine ziemlich bissige Miene gezeigt, den Ausdruck eines wirklichen, wenn auch zuweilen komischen Kummers annahm.

Und wenn es nur diese Straußgeschichte wäre! — begann sie wieder — Obwohl mir das Blut in den Adern stockte, als ich den Prinz Liebenswürdig wie eine Gazelle auf die Bühne springen sah . . . hätte ich doch gedacht: . . . I nun! die Indier haben ihre eigenen Höflichkeiten . . . hier . . . wenn bei uns ein Frauenzimmer einen Strauß fallen läßt und ein galanter Herr hebt ihn auf, dann giebt er ihn auch zurück. In Indien aber ist es nicht so: der Mann hebt den Strauß auf, giebt ihn dem Frauenzimmer aber nicht zurück und tödtet ihr einen Panther vor der Nase. — Das ist dort gute Lebensart, wie es scheint. — Aber was nirgends gute Lebensart ist, ein Frauenzimmer zu behandeln, wie man mich behandelt hat . . . Und zwar um Ihretwegen, Madame, davon bin ich überzeugt.

Diese eben so bittern als spaßhaften Klagen Klatschrosens paßten wenig zu dem, was sie vorher von Djalma's übermäßiger Liebe zu ihr gesagt hatte. — Adrienne hütete sich aber wohl, ihr diese Widersprüche bemerklich zu machen, sondern sagte freundlich zu ihr:

— Ich glaube, Sie irren sich, Mademoiselle, wenn Sie behaupten, daß ich irgend wie an ihrem Kummer Schuld habe; jedenfalls bedauere ich aber aufrichtig, wenn irgend Jemand, sei es wer es sei, Sie schlecht behandelt hätte.

— Wenn Sie glauben, daß man mich geschlagen hat . . . so sind Sie im Irrthum — rief Klatschrose — Ah! das ließe ich mir auch gefallen! . . . Nein, so ist es nicht . . . aber kurz und gut: ich bin fest überzeugt, daß ohne Sie Prinz Liebenswürdig mich endlich doch ein wenig geliebt hätte. — Das bin ich denn doch wohl werth . . . Und dann endlich ist ein Unterschied zwischen lieben . . . und lieben; ich verlange nicht zu viel aber nicht einmal so viel — und Klatschrose biß sich in den rosigen Nagel ihres Daumens — Ach, als Niniplappertasche kam, mich hier abholte und mir Schmucksachen und Spitzen mitbrachte, um mich zu bewegen, mit ihm zu gehen: da hatte er wohl recht, mir zu

sagen, daß er mich nichts aussetze... als was ganz ehrbar sei.

— Niniplappertasche — fragte Fräulein von Cardoville immer gespannter — wer ist das?

— Ein Religionsschriftsteller — antwortete Klatschrose mit schmollendem Ton — der Sündenbock einer Menge alter Schwarzröcke, deren Geld er einsteckt, angeblich um über Moral und Religion zu schreiben... Sie ist wahrlich allerliebst, seine Moral!

Bei den Worten: „Religionsschriftsteller", „Schwarzröcke" sah sich Adrienne auf der Spur neuer Ränke von Rodin oder vom Abbé von Aigrigny, denen sie und Djalma fast wieder zum Opfer geworden wären. Sie begann dunkel die Wahrheit zu ahnen und erwiederte:

— Aber unter welchem Vorwande hat dieser Mann Sie denn abgeholt?

— Er kam und holte mich mit der Bemerkung, daß für meine Tugend nichts zu fürchten sei und daß es sich nur darum handle, mich recht niedlich zu machen; da dachte ich nun bei mir: Philemon ist in seiner Heimath, ich langweile mich ganz allein, das Ganze sieht mir übrigens sehr possirlich aus... was wag' ich dabei? O! ich wußte nicht, was ich wagte — fügte Klatschrose seufzend hinzu. — Kurz, Plappertasche führt mich in einem hübschen Wagen fort; auf dem Platz des Palais-Royal halten wir an; ein Mann von verstecktem Wesen und gelber Gesichtsfarbe steigt an Stelle Plappertaschens ein und bringt mich zum Prinz Liebenswürdig, wo man mich einquartirte. Als ich ihn sah! Gott! er ist so schön, aber auch so schön, daß ich anfangs ganz geblendet war.... Und dabei sieht er so sanft, so gut aus... Ich dachte mir auch sogleich: es wäre diesmal wirklich schön, sittsam zu bleiben... Ich ahndete nicht, es so genau getroffen zu haben. Ich blieb sittsam... ach leider mehr als sittsam....

— Wie? Sie bedauern, sich so tugendhaft bewiesen zu haben?

— Ei nun! ich bedaure, nicht wenigstens das Vergnügen gehabt zu haben, etwas zu versagen... Aber versage einmal Einer etwas, wenn ihn Niemand um was bittet... aber auch um gar nichts!... wenn man Einen so verachtet, daß man Einem nicht einmal das geringste Wort von Liebe sagt.

— Aber... erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß trotz der Gleichgültigkeit, die man Ihnen bewiesen, Sie sich doch veranlaßt fühlten, ziemlich lange, wie mir scheint, in dem Hause zu verweilen.

— Weiß ich etwa, warum der Prinz Liebenswürdig mich bei sich behielt? warum er mich spazieren fuhr und in's Theater führte? — Am Ende gehört es auch zur guten Lebensart in seinem Lande der Wilden, ein hübsches, niedliches Mädchen bei sich zu haben und es gar nicht... aber auch gar nicht zu beachten.

— Warum blieben Sie denn aber in diesem Hause?

— Nun, mein Gott! — antwortete Klatschrose und stampfte ärgerlich mit dem Fuße — ich blieb, weil ich, ohne zu wissen wie es eigentlich kam, mich unwillkührlich in den Prinzen verliebte und was das Drolligste dabei war, ich, die ich so lustig wie ein Stieglitz bin... ich liebte ihn, weil er so traurig war... ein Beweis, daß ich ihn ernstlich liebte. Endlich einmal konnte ich es nicht länger aushalten; ich dachte bei mir: geh' es wie es geh';... Philemon wird mir auch Streiche in seiner Heimath spielen, davon bin ich überzeugt. Das ermuthigte mich, und eines Morgens mache ich mich nach meiner Art so niedlich, so kokett, daß ich, nachdem ich mich im Spiegel gesehen, zu mir selbst sagte:... O! bestimmt... er wird nicht widerstehen können!... Ich gehe zu ihm; ich gerathe außer mir; ich sage ihm Alles, was mir an Zärtlichkeiten einfällt; ich lache, ich weine, kurz, ich, ich erkläre ihm, daß ich ihn anbete... Was antwortet er mir darauf mit seiner sanften aber marmorkalten Stimme:... Armes Kind!

— Armes Kind! — wiederholte Klatschrose mit Ent-

rüstung, als ob ich gekommen wäre, mich bei ihm über Zahnweh zu beklagen, weil mir ein Weisheitszahn durchbräche... Am abscheulichsten dabei ist, daß, wenn er nicht anderswo unglücklich liebte, ich überzeugt bin, er würde ein wahres Pulverfaß sein. — Aber er ist so betrübt, so niedergeschlagen.

Klatschrose machte hier einen Augenblick Pause und fügte dann hinzu:

— Aber nein... ich will Ihnen das nicht sagen... Sie würden sich zu sehr darüber freuen....

Und nach einer abermaligen Pause rief das possirliche Mädchen, Fräulein von Cardoville gerührt und ehrerbietig anblickend:

— Oder doch! meinetwegen, es hilft doch nichts!... Ich werd's Ihnen sagen, warum soll ich auch schweigen? ... Ich wollte groß thun und fing damit an, Ihnen zu erzählen, daß Prinz Liebenswürdig mich heirathen wolle, und ich endige unwillkührlich mit dem Geständniß, daß er mir beinahe die Thür gewiesen hat.... Es ist aber wahrhaftig nicht meine Absicht; wenn ich lügen will, verwirre ich mich jedesmal nur mehr.... Hören Sie denn also die volle Wahrheit: Als ich Sie bei der armen Mayeux traf, fühlte ich mich gegen Sie so erzürnt wie ein kleiner Puterhahn... als ich aber hörte, daß Sie, die schöne, so vornehme Dame diese arme Näherin wie Ihre Schwester behandelten, da half mir Alles nichts, mein Zorn verrauchte. Jetzt, that ich zwar hier Alles, um ihn wieder aufkommen zu lassen... aber unmöglich! je mehr ich den Unterschied sah, der zwischen uns beiden obwaltet, desto mehr sah ich ein, daß der Prinz Liebenswürdig Recht hatte, nur an Sie zu denken... denn in Sie ist er nun einmal närrisch verliebt ... ja... toll und närrrisch.... Ich sage das nicht blos wegen der Geschichte mit dem Panther, den er Ihretwegen im Theater der Porte St. Martin getödtet hat!... sondern, ... o Gott! wenn Sie alle die Thorheiten wüßten, die er seitdem mit ihrem Blumenstrauß getrieben. Und dann, das

wissen Sie auch nicht?... Alle Nächte verbrachte er wachend und oft weinend in einem Saale, wo er Sie, wie er mir sagte, zum ersten Mal gesehen... Sie wissen wohl... neben dem Treibhause!... Und dann Ihr Portrait, das er nach der Sitte seines Landes aus dem Gedächtniß im Spiegel entwarf; und noch vieles Andere! — Kurz, wenn ich, die ihn so lieb hatte, dies mit ansah, so gerieth ich erst außer mir, dann wurde es aber so rührend, so ergreifend, daß mir am Ende die Thränen darüber in die Augen traten!... O Gott ja!... sehen Sie... wie jetzt, blos bei dem Gedanken an den armen Prinzen.... Ach! — setzte Klatschrose, ihre hübschen blauen Augen in Thränen gebadet und mit dem Ausdruck einer so innigen Theilnahme, daß Adreenne, tief daron ergriffen wurde, hinzu — Ach! ... Sie sehen so sanft, so gut aus: machen Sie ihn doch nicht so unglücklich; lieben Sie ihn doch ein wenig, diesen armen Prinzen... Was schadet es Ihnen denn, ihn zu lieben?...

Und mit einer allerdings sehr vertraulichen, aber ganz naiven Begegung ergriff Klatschrose Adriennens Hand, als wolle sie ihrer Bitte noch mehr Nachdruck geben.

Fräulein von Cardoville hatte einer großen Selbstbeherrschung bedurft, um den Ausbruch ihrer Freude, die aus dem Herzen ihr auf die Lippen stieg, zu mäßigen und zu unterdrücken, um den Strom von Fragen zurückzuhalten, die sie begierig war, an Klatschrose zu richten, um endlich die süßen Thränen des Glücks zurückzudrängen, welche ihr seit einigen Augenblicken im Auge zitterten... Und, eigenthümlich! — als Klatschrose ihre Hand ergriffen, hatte Adrienne, anstatt sie zurückzuziehen, die der Grisette herzlich gedrückt und sie mit einer unwillkürlichen Bewegung nahe an's Fenster gezogen, gleichsam als wolle sie das liebliche Gesicht Klatschrosens noch aufmerksamer studiren.

Beim Eintritt in's Zimmer hatte die Grisette ihren Shawl und ihren Bibi auf's Bett geworfen, so daß Adrienne die dicken seidigen Flechten schöner dunkelblonder Haare be-

wundern konnte, welche das frische Gesichtchen dieses allerliebsten Mädchens mit den rosigen, festen Wangen, einem kirschrothen Munde und großen Augen vom fröhlichsten Blau, entzückend schön einfaßten. Endlich auch konnte Adrienne vermöge des etwas kecken Kleiderausschnittes Klatschrosen's die Anmuth und die Reize ihres Nymphenwuchses bewundern.

Wie seltsam es auch scheinen mag, Adrienne war entzückt, dies junge Mädchen noch weit hübscher zu finden, als sie ihr anfangs geschienen hatte... Die stoische Gleichgültigkeit Djalma's für dieses reizende Geschöpf bewies zur Genüge die ganze Innigkeit der Liebe, von der er beherrscht war.

Nachdem Klatschrose Adriennen's Hand ergriffen, war sie eben so verwirrt als überrascht von der Güte, mit der Fräulein von Cardoville ihre Vertraulichkeit aufnahm. Ermuthigt durch diese Nachsicht und durch das Stillschweigen Adriennen's, die seit einigen Augenblicken sie mit einem fast dankbaren Wohlwollen ansah, begann die Grisette wieder:

— O! nicht wahr, Madame... Sie werden sich des armen Prinzen erbarmen?

Wir wissen nicht, was Adrienne auf diese etwas zudringliche Frage Klatschrosen's im Begriff war zu antworten, denn vor der Thür ließ sich plötzlich eine Art wildes, schneidendes Gekreisch hören, das augenscheinlich das Krähen eines Hahnes nachahmen sollte.

Adrienne fuhr erschrocken zusammen, allein Klatschrosen's Züge erheiterten sich plötzlich, und das Signal erkennend, rief sie aus:

— Das ist Philemon!!

— Wie? Philemon — fragte Adrienne aufgeregt.

— Ja... mein Liebhaber... Ach! der Abscheuliche ... Er wird sich heraufgeschlichen haben, um den Hahn nachzumachen... das ist ganz so seine Manier!

Ein zweites noch schärferes Kikeriki erscholl vor der Thür.

— Mein Gott, ist dieser Mensch denn albern und

närrisch! — Er macht immer denselben Spaß, aber er belustigt mich doch immer wieder — sagte Klatschrose.

Und mit der Rückseite ihrer Hand trocknete sie ihre letzten Thränen ab, indem sie übermäßig über Philemon's Scherz lachen mußte, der ihr immer neu und ergötzlich vorkam, obgleich sie ihn bereits kannte.

— Machen Sie nicht auf — sagte Adrienne leise und wurde immer verlegener; antworten Sie nicht, ich bitte sehr darum.

— Der Schlüssel steckt in der Thür und der Riegel ist vorgeschoben ... Philemon sieht also, daß Jemand drinnen ist.

— Einerlei....

— Aber dies hier ist sein Zimmer; wir sind in seiner Wohnung — sagte Klatschrose.

Und in der That, da Philemon wahrscheinlich der geringen Wirkung seiner beiden ornithologischen Nachahmungen überdrüßig, drehte er den Schlüssel im Schlosse und da er nicht aufmachen konnte, so schrie er mit tiefer, klangvoller Stimme durch die Thür:

— Wie, mein liebes, herziges Kätzchen ... wir haben uns eingeschlossen ... beten wir etwa zu Sanct Flambard für die Rückkehr Monmons? (man lese Philemon).

Adrienne, welche die Verlegenheit und die Lächerlichkeit dieses Auftritts nicht noch verlängern wollte, ging grade auf die Thür zu und öffnete sie den verblüfften Blicken Philemon's, der zwei Schritt zurückprallte.

So unangenehm diese Störung auch für Fräulein von Cardoville war, konnte sie sich doch nicht eines Lächelns erwehren, als sie Klatschrosen's Liebhaber und die Gegenstände, welche er in der Hand hatte und unter'm Arm trug, wahrnahm.

Philemon war ein groß aufgeschossener Bursche mit sehr dunkelm Haar und lebhafter Gesichtsfarbe und trug, von der Reise kommend, ein weißes baskisches Barett. Sein schwarzer, dichter Bart fiel wellenförmig auf eine lange, himmelblaue Weste à la **Robespierre** herab; ein kurzer Ueberrock von olivengrünem Sammet und ungeheuer weite

Beinkleider von auffallendem, karirtem schottischen Zeug vervollständigten Philemon's Anzug. Was die Nebensachen betraf, welche Adrienne's Lächeln erregt hatten, so bestanden diese in einem Mantelsacke, aus welchem der Kopf und die Füße einer Gans heraushingen und den Philemon unter'm Arm trug; dann aus einem ungeheuren, lebendigen, weißen Kaninchen in einem Käfig, den der Student in der Hand hatte.

— O! was für ein allerliebstes, weißes Kaninchen! ... was es für hübsche, rothe Augen hat!

Wir müssen gestehen: das waren Klatschrosen's erste Worte und doch kehrte Philemon, an den sie nicht gerichtet waren, nach einer ziemlich langen Abwesenheit zurück. Der Student aber, weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, daß er seinem langöhrigen und rubinenäugigen Reisegefährten nachstehen mußte, lächelte wohlgefällig und freute sich, als er die Ueberraschung so gut aufgenommen sah, die er seiner Geliebten zugedacht hatte.

Diese Scene war rasch vor sich gegangen.

Während Klatschrose, vor dem Käfig knieend, in Bewunderung über das Kaninchen ausbrach, hatte Philemon, erstaunt über das vornehme Aussehen des Fräulein von Cardoville, ehrerbietig gegrüßt, indem er die Hand an sein Barett legte und längs der Wand hin zur Seite trat.

Adrienne erwiederte seinen Gruß mit einer Anmuth voller Höflichkeit und Würde, schritt rasch die Treppe hinab und verschwand.

Eben so geblendet durch ihre Schönheit, als betroffen durch ihren edlen, vornehmen Anstand, und vor Allem sehr neugierig zu erfahren, wie zum Teufel Klatschrose! zu dergleichen Bekanntschaften komme, sagte Philemon in seinem verliebten und zärtlichen Kauderwelsch hastig zu ihr:

— Herziges Kätzchen von Monmon, wer ist diese elegante Dame?

— Eine meiner Freundinnen aus der Pensionsanstalt, langer Satyr — sagte Klatschrose, indem sie das Kaninchen neckte.

Dann einen Blick auf eine Kiste werfend, welche Philemon neben den Käfig und den Mantelsack gestellt hatte, sagte sie:

— Ich wette, das ist wieder eigen gekochtes Weinbeermuß, was Du mir da mitbringst.

— Monmon bringt seinem herzigen Kätzchen Besseres mit, als das — sagte der Student und drückte zwei derbe Küsse auf Klatschrosen's frische Wangen, die endlich wieder aufgestanden war — Monmon bringt ihr sein Herz mit.

— Das ist eine alte Geschichte — sagte die Grisette und machte ihm aus Neckerei Männchen.

Philemon erwiederte diese Neckerei dadurch, daß er sie verliebt mit seinen Armen umschlang und das lustige Paar verschloß die Thür.

Ende des achten Bandes.

Gedruckt bei W. Moeser und Kühn.

15
3
7
21

19

18 . 36

6 336
6 336
6 336
6 336
6 336
6 336
8
18 16

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 8

Berlin 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.125(4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750496-8